

Universitätsbibliothek Wuppertal

Franz Overbeck und Friedrich Nietzsche

eine Freundschaft ; nach ungedruckten Dokumenten und im
Zusammenhang mit der bisherigen Forschung

Bernoulli, Carl Albrecht

Jena, 1908

Zweiter Abschnitt des zweiten Teils

Nutzungsrichtlinien Das dem PDF-Dokument zugrunde liegende Digitalisat kann unter Beachtung des Lizenz-/Rechtehinweises genutzt werden. Informationen zum Lizenz-/Rechtehinweis finden Sie in der Titelaufnahme unter dem untenstehenden URN.

Bei Nutzung des Digitalisats bitten wir um eine vollständige Quellenangabe, inklusive Nennung der Universitätsbibliothek Wuppertal als Quelle sowie einer Angabe des URN.

[urn:nbn:de:hbz:468-1-2108](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:468-1-2108)

Zweiter Abschnitt des zweiten Teils

Nietzsches Loslösung vom Lehramte

(Der Denker)



Unter den vordedeutenden Stellen aus der „Geburt der Tragödie“, durch die wir uns soeben Nietzsches künftige Geistesgestalt haben vorwegspiegeln lassen, haben wir eine uns bis hieher aufgespart, in der Nietzsche auf ganz besonders helllichtige Art sein im Schopenhauerschen Sinne so zu nennendes Principium individuationis wachruft: „Apollo“, heißt es da (S. 36 der ersten Ausgabe), „zeigt uns mit erhabenen Gebärden, wie die ganze Welt der Qual nötig ist, damit durch sie der einzelne zur Erzeugung der erlösenden Vision gedrängt werde und dann, ins Anschauen derselben versunken, ruhig auf seinem schwankenden Kahne, inmitten des Meeres, sitze.“ Weit mehr als durch alle menschlichen Einflüsse seiner Freunde und seiner Gegner ist Nietzsche der geworden, der er ist und bleiben wird durch eine unpersönliche blinde Schicksalsmacht: seine Krankheit. So viel er selbst darüber nachgegrübelt hat und soviel seither darüber öffentlich verhandelt worden ist und wohl noch werden wird, so scheint es doch wohl bei dem Urteil hervorragender Ärzte bleiben zu sollen, eine genaue Krankengeschichte Nietzsches zu schreiben werde niemandem gelingen, da die Anfänge des Leidens nicht völlig klargestellt seien. (Biographie II, S. 922.) Dieses Halbdunkel, in das vielleicht der hauptsächlichste Erreger von Nietzsches Entwicklung nun also auf immerdar versponnen bleiben muß, trägt noch dazu bei, den fatalistischen, schicksalsmäßigen Charakter seiner gestörten Gesundheit zu steigern. Deshalb können auch genaue diagnostische Befunde desto eher entbehrt werden, weil sie ja doch hinter der Bedeutung, die Nietzsche seinen Leiden beimaß, als unwesentlich zurückzutreten hätten. An seiner Krankheit, mehr als sonst an einem Widerstande, hat Nietzsche sich sein Schicksal zurechtgelegt.

Von Anfang an erschien auch solchen, die ohne nähere Ahnung und Kenntnis von Nietzsches Seelenkämpfen mit ihm nur den

Nietzsches Krank-
heit

Zusammenhang
zwischen Gesund-
heit und Geist

nachbarlichen und kollegialen Alltagsverkehr pflegten, seine schwache Gesundheit in einem Zusammenhang zu stehen mit geistigen Anfechtungen. Für eine Darstellung, wie die vorliegende erschien es wünschenswert, auch an unscheinbaren biographischen Kleinigkeiten nicht achtlos vorüber zu gehen; gerade in Basel konnte sich, weil es der einzige einigermaßen bleibende Aufenthalt Nietzsches unter Menschen gewesen ist, ein konstantes Bild von Nietzsche als einem Leidenden ausprägen. Es ist dabei festzustellen, daß nicht die leiseste peinliche Spur haften geblieben ist: Nietzsche litt an Migräne und an den Augen; er ging umher — mühsam, schlecht aussehend, mit einer blauen Schutzbrille; man wußte, daß er das Tageslicht nicht ertragen könne und schloß für ihn die Fensterläden; man wußte, daß ihm lautes Sprechen unerträglich war und unterhielt sich mit ihm lieber nur flüsternd; man wunderte sich, daß ein so überfeinerter Empfinder plötzlich eine Vorliebe für abstoßende Dinge verraten konnte, etwa für große dicke Kröten, die verschlucken zu müssen er gelegentlich träumte, ja die er selber zu fangen und anzufassen vermochte; man kam vielleicht auch dahinter, daß die tadellose Exaktheit in seiner Kleidung weniger auf ein harmloses Wohlgefallen an sich selbst zurückzuführen sei, als daß darin sich eine aus einem geheimen, quälenden Ekel entspringende Befleckungsfurcht äußere. Aber selbst derartige Absonderlichkeiten fielen nie aus dem Rahmen heraus, schwollen nie zu etwas Auffallendem an. Nietzsche war zart und kränklich: also umgab man ihn mit Teilnahme und Schonung, erkundigte sich nach ihm, half ihm wo zu helfen war und ließ sich seine Pflege angelegen sein. Nach dieser Hinsicht war Nietzsche in Basel aufs beste aufgehoben; er war, auch wenn seine Schwester nicht zugegen war, doch immer im Bereiche nicht nur freundschaftlicher Zuvorkommenheit, sondern auch sanfter Frauenhilfe. Seine medizinischen Spezialkollegen hielten sich ihm zu eingehender und hingebender Verfügung bereit. Der Augenklinikus Schieß überwachte seine Kurzsichtigkeit und Sehschwäche (Biographie II, S. 199, 274, 905): Nietzsche vermerkt einmal eine Besserung mit den Worten: „Vielleicht dank einer Stirnsalbe, die Schieß verordnet hat. Auch schnupfe ich un peu.“ Der Oberarzt für innere Krankheiten, Immermann, „kurierte auf so etwas wie ein Magengeschwür, und ich erwarte immer Bluterbrechen. Ich mußte vierzehn Tage lang Höllensteinauflösung einnehmen, es half nichts. Jetzt gibt er mir täglich zweimal außerordentlich große Dosen von Chinin“ —

dann sagte er zu Nietzsche, „er experimentiere nun einmal auf Nerven, da das vorige Mittel nichts besserte; helfe dies nichts, würde etwas Neues versucht. Da es mir nun immer schlecht geht und zumal die Säurenbildung gräßlich mich bedrängt, und alles, mit Ausnahme des zartesten Fleisches, sich in Säure verwandelt, so bin ich wenigstens bereits überzeugt, daß die Nervenhypothese falsch ist; der Kopfschmerz bei Migräne ist übrigens halbseitig, meiner nicht wie Du weißt. Die Quälerei in und über beiden Augen ist groß. Gott helfe Immermann, dann wird er auch mir helfen. Inzwischen — dubito.“ Dies sind zwei verschiedene Aussagen mit nicht einmal einer Monatsfrist als Abstand voneinander. (Briefe I, S. 322 und 326, Juni und 7. Juli 1875.) Ein halbes Jahr später lautet Nietzsches Selbstdiagnose: „Ich durfte nicht mehr zweifeln, daß ich an einem ernststen Gehirnleiden mich zu quälen habe, und daß Magen und Augen nur durch diese Zentralwirkung so zu leiden hatten. Nun werden mehrstündige Eisfappen, Übergießungen auf dem Kopf frühmorgens, auf Immermanns Rat angewendet, und es geht nach einer Woche von gänzlicher Erschlaffung und schmerzhafter Zerquältheit, wieder etwas besser.“ (Briefe I, S. 363.) Nur im Hinblick auf Nietzsches Ende ist hier beizufügen, daß damals der Professor der Psychiatrie als Beistand niemals in Betracht kam; die Diagnose auf clavis oder globus hystericus stand nicht in Frage, und die Therapie durch Hypnose entwickelte sich ja wohl erst in den neunziger Jahren. Nietzsche war insofern ein etwas selbstgefährlicher Patient, als er, wie aus seinen Schriften hervorgeht, „ernstlich nach einer ärztlichen Auffassung der menschlichen Dinge rang“ (Möbius 72), und nun diese seine Wißbegierde rücksichtslos auf sich selber anwendete; seiner geistigen Selbstzerfleischung entspricht die unheilvolle Leidenschaft, an sich selbst, ärztlicher als der Arzt, zu kurieren und herumzudoftern. Overbeck schreibt zu jenem kritischen Sommer 1875: „Wie sehr haben mich Nietzsches damalige Medikastereien beunruhigt! Gerade zu Wyl, von dem ich mir übrigens immer nur erzählen ließ, vermochte ich, dem selbst im Frühjahr 1875 eine offenbar glücklich angebrachte Karlsbader Kur für eine Reihe von Jahren ernstlich half, nicht das geringste Vertrauen zu fassen. Auf Nietzsches Ofen standen in Basel allerhand Mixturen, mit denen er sich selbst behandelte.“ Den Verlauf der äußeren Symptome in der Basler Zeit hat J. P. Möbius unter sorgfältiger Zusammenstellung der in Betracht fallenden Zeugnisse und Selbst-

Nietzsches „Medikastereien“

ausagen dargestellt in dem jedenfalls verdienstlichen Kapitel über Nietzsches Migräne, das sich von den Folgerungen seiner Hypothese über die progressive Paralyse Nietzsches noch freihält (Möbius, „Über das Pathologische bei Nietzsche“, 1902, S. 39–50).

Da dafür zu halten war, Beobachtungen des kranken Nietzsche durch einen unbefangenen Laien könnten eine natürliche, unübertriebene Auffassung von Nietzsches Krankheit fördern, bat ich Herrn Prof. Julius Piccard, mir seine aus nächster Nähe empfangenen Eindrücke zu überlassen und gebe nun seine Aufzeichnung um so lieber in der Fassung wieder, in der sie mir überreicht wird, als sich damit für ihren Verfasser unwillkürlich eine Ehrenrettung Overbecks verband.

Nietzsche als Le-
bender

Erinnerungen von Prof. Julius Piccard



Ich bin anfangs 1869 nach Basel berufen worden und Ende desselben Jahres dahin gezogen; ich gehöre somit zu den wenigen noch lebenden ersten Kollegen Nietzsches und Overbecks; dazu wohnte ich die ersten Jahre in drei verschiedenen Wohnungen des Schützengrabens in unmittelbarer Nähe der beiden. Als Chemiker verfolgte ich zwar andere Ziele als der Philologe und der Theologe; doch in mindestens einem Punkte empfanden Nietzsche und ich gegenseitige Sympathie im eigentlichen Sinne des Wortes: wir waren beide leidend. Darum war er in Gesundheitsfragen mit mir weniger zurückhaltend als mit gesunden Freunden, die ihn in dieser Beziehung weniger gut verstehen konnten. Unterm 25. März 1871 schrieb er mir von Lugano: „Lieber und werter Herr Kollege, Sie haben mich durch Ihren Brief wahrhaft überrascht: wie selten habe ich ein so reines Zeichen der Teilnahme erhalten! Der ganze Tag nahm ein freundliches Gesicht an, der mit dem Empfang dieses Briefes begonnen war. Seien Sie überzeugt, daß ich so einen Zug, wie diesen, nie vergessen kann. — Zugleich war es der erste Tag, den ich mit dem trefflichen Heusler zusammen in Lugano verlebte. Durch ihn bin ich wieder über die Baseler Zustände unterrichtet, ja wir bekommen jetzt täglich die Baseler Zeitung hierher. Ich hoffe in der Mitte des nächsten Monats wieder dort einzutreffen und mit Beginn des Mai in die alte berufsmäßige Tätigkeit einzutreten. Daß Sie selbst dieses ganze lange Winterhalbjahr ohne längere Störungen ausgehalten haben, da-

zu in einem, wie mir scheint, nicht ganz ungefährlichen Klima — hat mich sehr gefreut und gibt mir die besten Hoffnungen für die völlige Wiederherstellung Ihrer Gesundheit. Der Sommer ist in Basel recht erträglich und warm; ich kann heute das Wort „Wärme“ nicht ohne Sehnsucht schreiben. Denn der schöne See ist ganz mit kaltem dichten Nebel überhängt, und graues Mißvergnügen breitet sich über das Hotel und seine sehr vom Wetter abhängigen Bewohner . . .“

Basels „nicht ganz ungefährliches“ Klima

Der rücksichtsloseste aller Philosophen war als Mensch von einer rührenden Herzensgüte und Feinfühligkeit. Es hieße aber blind sein, nicht einzusehen, daß diese Feinfühligkeit damals schon etwas ins Krankhafte überging. Ungefähr um dieselbe Zeit waren wir beide — die einzigen Fremden — an einem Familienabend beim Rats Herrn Vischer-Bilsfinger eingeladen. Nießsche trug am Klavier ein von ihm komponiertes Stück vor, das etwas befremdend ausfiel. Auf dem Heimweg fragte er mich, was man davon gehalten. Ich antwortete verbindlich, fragte jedoch nach der Bedeutung eines wiederholten Staccato, das mir und wohl andern etwas eigentümlich erschienen war. „Aber, Piccard! Sie haben nicht verstanden, daß dies die Sterne am Himmel während eines Nachspaziergangs waren?“ und der arme Mann wurde so traurig, daß er mich tief dauerte. Man wird sich eines ähnlichen Vorganges bei Wagner in Klein-Tribtschen erinnern.

Ein anderes Mal, an dem jährlichen Rektoratsbankett, hatte jemand einen Toast auf die Akademische Gesellschaft gebracht und nebenbei bemerkt, daß — da nicht jedermann Fachgelehrter sein könne — es notwendig auch Bildungsphilister geben müsse. Das kurz vorher von Nießsche geprägte Schlagwort war vollkommen in seinem Sinne angebracht. Er stand auf und ging. Als ich ihm bald darauf nach Hause folgte, lag er auf dem Ruhebett ganz außer sich; im dunklen Zimmer hatten seine Augen einen unheimlichen Glanz. Als ich ihn beruhigen wollte, starrte er mich an: „Aber Piccard, haben Sie denn nicht gehört, wie sie sich alle über mich lustig gemacht haben?“ Es klang wie ein Anflug von Verfolgungswahn.

Nießsches Empfindlichkeit

Etwas später, als er zu einem Aufenthalt in Montreux dorthin verreiste, empfahl ich ihm sehr, von dort aus einen Abstecher nach Lausanne zu machen und namentlich die Kathedrale zu besichtigen. Er versprach es mir und hielt sein Versprechen, aber wie? Aus seiner Beschreibung habe ich den Weg wieder

„Man hätte mich
ausgelacht!“

konstruiert, den er in etwa zwei Stunden gemacht: vom Bahnhof ging er östlich um die Stadt herum, am Zuchthaus vorbei nach dem Dorf Chailly, und kehrte immer irrend, über die Vuachère schließlich nach dem Bahnhof zurück, knapp zur Abfahrt seines Zuges, ohne auch nur eine Spur der eigentlichen Stadt, geschweige denn die Kathedrale gesehen zu haben. „Aber warum haben Sie niemanden nach dem Weg gefragt?“ Kindlich beschämt erwiderte er mir: „Wissen Sie, Piccard, man hätte mich ausgelacht!“ Dieselbe übergroße Sensibilität, die sich mit der Zeit nur gesteigert hat!

Zum letztenmal, im Frühjahr 1883, nachdem er Basel längst verlassen, besuchte ich ihn mit meiner Frau in Genua. Er war immer der gute, liebenswürdige, treuherzige Mensch von ehedem, aber noch leidender. Er saß einsam in einem leeren Zimmer, in dessen Mitte sein Koffer aufgeschlagen lag. Seine letzte Reise nach Sizilien sei jämmerlich gewesen, klagte er traurig und resigniert; gegenwärtig lege er sein jährliches Ei, damit meinte er ein Buch; aber, fügte er noch trauriger hinzu: „Sie werden es totsichweigen“, unter dem schmerzlich ausgestoßenen sie meinte er offenbar seine Feinde. Große Bewunderung und tiefes Mitleid empfand ich für den mutigen Kämpfer und das unglückliche Opfer einer Idee.

Eigentliche Feinde hatte er keine, der gute arme Nietzsche; freilich Freunde hatte er bald keine mehr, er, der so viele gehabt hatte. Die treuesten hatte er nach und nach, wie J. J. Rousseau, durch seine Sonderlichkeiten abgestoßen, zuletzt Rohde, sogar Fräulein von Meysenbug.

Nicht doch, einer war ihm trotz allem treu geblieben, der nach dem traurigen Zusammenbruch sofort nach Turin eilte, um zu retten, was noch zu retten war; einer, der während der qual- und jammervollen Reise nach Basel nicht eine Minute von seiner Seite wich und alles Menschenmögliche leistete.

„Der treue Overbeck!“

Und dieser eine? das ist gerade derjenige, gegen welchen die Pfeile der Neu-Nietzscheaner sich richten, heute wo beide Freunde im Tode vereint sind. Das ist der treue Overbeck, der mit schwarzem Andank belohnt wird. Hätte das Nietzsche erlebt, der durch seine Herzensgüte, durch sein kindliches Gemüt, durch seine absolute Wahrheitsliebe wahrhaft groß war, so wäre es ihm, der so viele Enttäuschungen erlebte, die schmerzlichste aller Enttäuschungen gewesen.

Auch wer nicht in der Lage ist, Nießsches Lebenswerk sachliche Sympathie entgegenzubringen, muß aus rein menschlicher Ehrenhaftigkeit bekennen: der Kampf, den er focht, war heldenmütig. Das Gehirn ist am Zerspringen, die Schläfe pocht heiß und heftig, er wankt und schwankt; aber er richtet sich wieder auf, um einen neuen Gedanken zu verfolgen, bis er ihn gefaßt, geknetet und geknechtet in eine Form gepreßt, die so schön ist als der Gedanke selbst. Er schreit vor Lust und Schmerz, er leidet wie ein Märtyrer, der auf dem Scheiterhaufen die Flamme immer höher lodern sieht, bis sie ihn erreicht. Er empfindet himmlisches Glück und Höllenqual zugleich. Er geht hoffnungslos und doch willig in den Tod für eine Idee, von der er selbst zweifelt, ob sie ihn und seine Mitmenschen erlösen kann. Es ist von ergreifender Tragik.



Die Krankheit hat Nießsche gehindert — ist die begreifliche Folgerung aller Fernstehenden. Jedoch ist gewissermaßen das Gegenteil wahr. In diesem Punkte waren die Freunde unter sich einig. Die Krankheit hat Nießsche als Denker wohl gelähmt, aber auch aufgestachelt und angefeuert. Peter Gast, der von jetzt ab als weiterer Gewährsmann hinzutritt, hat dies in bemerkenswerter Weise ausgesprochen (Vorrede zur 2. Auflage von „Menschliches Allzumenschliches“ 1894 S. XI): „Sein Grundwille drängte zu unausgesetztem Wachstum, zur Höherentwicklung und Machtausbreitung: — die Verhältnisse aber, in die sich Nießsche aus anerzogener Selbstverkennung begeben hatte, sein Amt, seine Philologie, seine Herold-Stellung zu Schopenhauer und Wagner, waren Hemmungen seines Wachstums. Auf die Dauer wäre dieser Zustand unhaltbar gewesen. Es mußte zur Entscheidung kommen, wer unterliegen sollte: ob der Weltenrichter in Nießsche, oder der Dienende in ihm. Hier übernahm nun die Natur, was Nießsche damals mit Bewußtsein schwerlich selbst getan haben würde: sie bereitete den Weg zu seiner Befreiung. Das Mittel hiezu war grausam genug: sie machte Nießsche krank und immer kränker. Das Gefühl des Ungenügens, des Sich=unnütz=Vergeudens verdüsterte ihn, ergriff allmählich sein ganzes Nervensystem und rief endlich jene häufig auftretenden Kopfschmerzen hervor, derentwegen er den schon erwähnten Urlaub auf ein Jahr nehmen mußte und derentwegen er schließlich zum Aufgeben seiner Professur (Ostern 1879) sich genötigt

Die Krankheit als
Befreiung

sah. — Wenn Nietzsche den Menschen seines Ranges die Befreiung vom Herkömmlichen, die Loslösung aus falschen Stellungen, kurz den eigenen Weg zu gehen lehrt, so tut er dies als einer, der die tiefsten, um nicht zu sagen die schlimmsten Erfahrungen auf diesem Gebiete hat, — aber auch die erprobtesten Erfahrungen.“ Doch läßt sich Peter Gast zu der Behauptung verleiten, Nietzsche sei im Laufe der Jahre genesen. Dem ist nicht so; Nietzsche ist nicht gesund, sondern doch wohl zunehmend kränker geworden. Das Rätsel ist, daß er manchmal zu gesunden schien.

Nietzsches Vitalität

Nietzsche hat sich in doppelter Hinsicht auf sein Kranksein etwas zugute getan: Nicht nur habe die Krankheit ihm die Augen geöffnet für die Hintergründe des Lebens, sie habe ihm auch seinen Glauben bestärkt an die gesunde Herzwurzel seiner Vitalität. Er selbst beschreibt das unvergleichlich in einem von seiner Schwester mitgeteilten Ausschnitt des *Ecce homo* (Biographie II, 907): „Mitten in Martern, die ein ununterbrochener dreitägiger Gehirnschmerz samt mühseligem Schleim-Erbrechen mit sich bringt, besaß ich die Dialektiker-Klarheit par excellence und dachte Dinge kaltblütig durch, zu denen ich in gesünderen Verhältnissen nicht Kletterer, nicht raffiniert, nicht kalt genug bin. Meine Leser wissen vielleicht, inwiefern ich Dialektik als *Décadence*-Symptom betrachtete, z. B. im allerberühmtesten Fall: im Fall des Sokrates. Alle krankhaften Störungen des Intellekts, selbst jene Halb- betäubung, die das Fieber im Gefolge hat, sind mir bis heute gänzlich fremde Dinge geblieben, über deren Natur und Häufigkeit ich mich erst auf gelehrtem Wege zu unterrichten hatte. Mein Blut läuft langsam. Niemand hat je an mir Fieber konstatieren können. Ein Arzt, der mich länger als Nervenkranken behandelte, sagte schließlich: ‚Nein! an Ihren Nerven liegt's nicht, ich selber bin nur nervös.‘ Schlechterdings unnachweisbar irgend eine lokale Entartung; kein organisch bedingtes Magenleiden, wie sehr auch immer, als Folge der Gesamterschöpfung, die tiefste Schwäche des gastrischen Systems. Auch das Augenleiden, dem Blindwerden zeitweilig sich gefährlich annähernd, nur Folge, nicht ursächlich: so daß mit jeder Zunahme an Lebenskraft auch die Sehkraft wieder zugenommen hat . . .“

Das Pathologische bei Nietzsche

Nun ist also Nietzsches Krankheit von ärztlicher und sogar spezialistischer Seite zum Gegenstand einer monographischen Behandlung gemacht worden durch Paul Julius Möbius „über das Pathologische bei Nietzsche“ (Wiesbaden 1902 als XVII.

Hefte der Löwenfeld-Kurellaschen Sammlung „Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens“). Frau Förster-Niehsche hat (Biographie II, 898) diese anscheinend fachmännische Darstellung als einen „jämmerlichen, wahrhaft dilettantischen Versuch“ bezeichnet, der „nichts als Verwirrung gestiftet“ habe; „denn er gründet sich nicht auf die Zeugnisse von Ärzten und Freunden, die meinen Bruder wirklich bis zu diesem traurigen Ereignis gekannt und behandelt haben, sondern auf unbewiesene Hypothesen und auf Nachrichten, die aus einem wahren Morast von Neid, Bosheit und Unwissenheit zu stammen scheinen“. An dieser Kritik ist von vornherein soviel zuzugeben, daß Möbius allerdings nicht streng innerhalb der Grenzen seiner psychiatrischen Fachkenntnisse geblieben ist, sondern sich auf Folgerungen und Schlüsse allgemeiner Art hinauswagte, aus denen eine schwer zu verhehlende, tief gewurzelte Antipathie gegen Niehsche spricht. Overbeck ist an der Möbiusschen Schrift nicht nur als aufmerksamer Leser beteiligt gewesen, sondern auch als angebliche Quelle und zwar in einem Punkte, gegen den besonders nachdrücklich sich sicherzustellen ihm vor allem gelegen sein mußte⁸⁰. Wenn er nun freilich auch nicht in der Lage war, Möbius unbedingten Beifall zu spenden, so konnte ihn doch nichts davon abhalten, die von Möbius dargebotenen Gesichtspunkte einer ärztlichen Betrachtungsweise ernst zu nehmen und die Erinnerung an eigene mannigfache Eindrücke mit dem Maßstabe des Fachmannes zu messen. Im folgenden sind einige Gedanken aus der Möbiusschen Untersuchung herausgegriffen und in das Licht gerückt, in dem sie dem Urteile Overbecks erschienen sind.

Anfangs kommt Möbius (S. 11) auf Niehsches slavische Abkunft zu sprechen und erinnert an Heinrich von Treitschke, dessen Natur in manchen Beziehungen an die Niehsches gemahne, wozu Overbeck aus reiflichster Erfahrung anmerkt: „Weit überwog die Verschiedenheit.“ Wenn Möbius dann (S. 13) Niehsche einen „unglücklichen genialen Menschen“ nennt, so nahm er damit Overbeck das Wort von den Lippen oder sprach ihm vielmehr aus der Seele; hat doch Overbeck selbst die Quintessenz seines Niehscheerlebnisses nicht anders zusammenzufassen gewußt, als daß er Niehsche „einen außerordentlichen, auch im Tragen von Unglück außerordentlichen Menschen“ hieß („Christlichkeit“, Einleitung zur 2. Auflage, Leipzig 1903, S. 13). In dem Brief an Möbius nach Empfang des Buches hebt er, trotz den zu erheben-

Niehsche der unglückliche geniale Mensch

den unmißverständlichen Vorbehalten den „überraschenden Einklang“ zwischen manchem Punkte in Möbius' Auffassungen des Nietzsche'schen Naturells mit seiner eigenen größtenteils auf ganz anderem Wege gewonnenen Freundeserfahrung hervor und fährt dann (14. Juli 1902) fort: „Was ich schon 1879 wußte — in welchem Jahre die ursprünglichen Bedingungen meines intimen Verkehrs mit Nietzsche durch örtliches Auseinandergehen ihr Ende fanden — von Nietzsche's Belastung mit Krankheit nicht nur, sondern auch von den grellen Kontrasten, die seine geistige Konstitution bildeten, machte für mich aus ihm einen sozusagen „unmöglichen“ Menschen, dessen Amlebenbleiben mir nur durch den wahrhaft heldenhaften Kampf verständlich war, den er selbst gegen die Natur zu führen hatte. Er war für mich das „unglückliche Genie“, als das Sie ihn am allgemeinsten charakterisieren zu können meinen, dies nun aber nicht in dem Sinne nur, in dem Abnormität und disharmonische oder ungleichmäßige Entwicklung ursprünglicher Anlagen Genies gemeinhin zum Unglück gereichen, sondern so, daß das Unglück dabei den Charakter einer völligen über das Menschenmaß hinausgehenden Heillosigkeit annimmt, die das Individuum hoffnungslos niederschlägt, und zwar war mir Nietzsche zur bezeichneten Zeit so gegenwärtig, weniger auf Grund eigener Beobachtung des an und mit ihm Erlebten, als vor allem auf Grund der Beleuchtung, die er mit der ihm eigenen Hellichtigkeit über sich auf dieses Erlebte selbst werfen konnte. Denn sprach er selbst von seinen Gaben und Defekten, so konnte es leicht geschehen, daß man in einen Abgrund oder in ein unentwirrbares Labyrinth zu schauen meinte und die Gefahren, die man ohnehin für ihn aus der Maßlosigkeit oder wie Sie auch sagen „Wütigkeit“ seines Naturells besorgt erwachsen sah, vollends desperat erschienen. Das sind Eindrücke, die Sie in mir wieder aufgeregt haben, wenn ich, von Ihnen über die Erscheinungsform der Paralyse, die Nietzsche den Rest gegeben hat, belehrt, nun in Nietzsche vollends vor allem den namenlos unglücklichen Menschen vor mir sehe, dem in einem ihm auferlegten und für ihn ohnehin fast unbestehbaren Kampfe die unentbehrlichen Waffen dafür, die er besaß und auch anzuwenden nicht unterließ, gewaltsam geraubt wurden und dem nun gar nichts übrig blieb, als zu erliegen. Was half alles, was er auf dem Wege zu seinem Ziele schon erlitten hatte, als er paralytisch wurde! Er litt nicht weniger — und wenn die Hypothese der Herkunft seiner Migräne aus

Die „Wütigkeit“
seines Naturells

seiner Paralyse adoptiert wird, noch vielmehr, doch nun auch jeder Aussicht beraubt, zum erstrebten Ziele zu gelangen. Bei dieser Erwägung verwirrt sich mir das Verständnis für die von Ihnen gemachte Unterscheidung einer in Nietzsche selbst begründeten, doch nur fakultativen Annäherung an den Wahnsinn und einer „ego=genen“ Herkunft des über ihn schließlich Herr gewordenen Wahnsinns. Ist diese Unterscheidung auch wirklich streng noch aufrecht zu erhalten, wenn das, was als Gefahr schon von Anfang an dasteht, am Ende unzweideutig eingetroffen ist?“

Des weiteren war Overbeck der Meinung, daß man den gewiß nicht zu leugnenden Hang zur Depression und das Überwiegen der Traurigkeit in Nietzsches Temperament doch nicht so einseitig auffassen dürfe, wie dies bei Möbius (S. 17) der Fall sei. Wie dort von Nietzsches Mangel an Humor die Rede sei, fand Overbeck sehr verständnislos. Man darf Nietzsches Trostlosigkeit und seine Selbstbezeichnung als „profondement triste“ nicht übertreiben. Zugabe, daß es einen frieren kann, wenn Nietzsche, immer hoch gespannt und feierlich, zur Ausnahme einmal den Prophetenmantel abwirft und heiter sein will. Daß er „wenig“ Humor besessen habe, darf man schon nicht sagen; denn die Quantität war hier wohl nicht so sehr im Spiel als das Unglückliche in der Mischung des Temperaments. „In früheren Jahren war Nietzsche gern gründlich heiter“, erklärt Overbeck, „wie haben wir uns an Mark Twain amüsiert!“ Und wie könnte ein humorloser Mensch sich über seine eigene körperliche Misere mit solcher Überlegenheit hinwegsetzen, wie Nietzsche das (in den von Möbius, S. 42 f. zusammengestellten Äußerungen) unbestreitbar gelang! Zu der Aufzählung von Nietzsches Begabungslücken (bei Möbius, S. 17—21) bestätigt Overbeck gewisse Mängel in Nietzsches sonst so hochentwickeltem Sprachsinn: „Nietzsche hatte in der Tat, was er auch als Stilist gewesen sein mag, auffallend geringes Sprachtalent. Seine Sprechweise war auch ganz und gar nicht durch die Form fesselnd und interessant, höchstens durch den Kontrast der formalen Schlichtheit mit dem Inhalt.“ Overbeck fand es auch richtig, daß Möbius (S. 19) von dem frühreifen verschwiegenen Knaben sprach und in Nietzsche einen Philosophen mit vorwiegend moralistischer Begabung erblickte. Daß aber in den Basler Jahren, als die Kulturphantasien ihm die Hauptsache sind, bei Nietzsche alles auf das Praktische hinausgelaufen sei, kann Overbeck nicht unbedingt bestätigen; wie wäre sonst das Studium Spirs und das Verhältnis

Der Hang zur
Depression

Die Lücken in
seiner Begabung

zu Romundt zu erklären, wenn nicht aus dem ehrlichen Bestreben, auch in der Erkenntnislehre sattelfest zu werden. Die schwächste Seite von Nietzsches Philosophie scheint Overbeck berührt mit dem Möbiusschen Satz (S. 20): „Zu den Philosophen ersten Ranges wird man ihn nicht rechnen können, schon deshalb nicht, weil er meist aus zweiter Hand philosophiert, das heißt die Meinungen anderer bestreitet, statt sich direkt an die Wirklichkeit zu wenden.“ Aber auch Möbius kann nicht umhin anzuerkennen, „daß Nietzsche ein wirklicher Philosoph war, das heißt einer, den die Natur, nicht irgend eine Behörde oder sonst etwas dazu gemacht hatte“.

Nietzsche weder
grausam noch
pervers

Nach der Begabung bespricht Möbius Nietzsches Charakter. Dabei freute sich Overbeck als seiner Erfahrung entsprechend besonders über die Abfertigung Theobald Zieglers, der (Friedrich Nietzsche, Berlin 1900, S. 164) Nietzsche Grausamkeit und Perversität zutraut; hiergegen richtet sich Möbius (S. 22): „Ein gewisser Grad von Grausamkeit gehört zum normalen Menschen, denn dieser ist von Haus aus ein gewalttätiges, höchst gefährliches Tier. Vollkommenes Fehlen von Grausamkeit ergibt eine Weicheit, die abnorm ist. Nietzsche hatte sicher eher zu wenig als zu viel gegenüber dem Normalquantum der Grausamkeit. Das Wenige, was er hatte, verbrauchte er als Schriftsteller in der Polemik. Daß seine Verherrlichung der Kraftmenschen, des Raubtiers im Menschen, der blonden Bestie und so weiter auf eigene Grausamkeit deute, glaube ich ganz und gar nicht. Im Gegenteile, er pries, was ihm fehlte, wie zum Beispiel auch C. F. Meyer die Gewaltmenschen verherrlichte und das Gegenteil davon war. Daß er dabei übertrieb, oft geradezu in widerlicher Weise übertrieb, das lag nun einmal an seiner Neigung zum Superlativ überhaupt, zum anderen an dem Wunsche, die Leute aufzureizen, durch krasse Aussprüche zu ärgern. Auch das, was manche Leute von Nietzsches sadistischen Neigungen erzählt haben, halte ich für ganz verfehlt: gelegentliche Phantasiesprünge, hinter denen nichts steckt.“

Nietzsches Ehrgeiz

Nietzsches „fester Wille“ verdiente im Gegensatz zur Zartheit seiner seelischen Veranlagung noch stärker hervorgehoben zu werden; Overbeck bezeugt: „Nietzsche hat mir abwechselnd den Eindruck des willensstärksten Menschen und eines ungewöhnlich willenschwachen gemacht.“ Daß Nietzsche stolz, beifallslieb, eitel war — sein maßloser Ehrgeiz, der Drang überall etwas Besonderes zu sein, der Stachel des Wettkampfs, das alles galt auch Overbeck als die Grundmotive seines Handelns. Ebenso sah er

in der Maßlosigkeit das eigentlich Krankhafte in Nietzsches geistiger Beschaffenheit, ja sein eigentliches Stigma, erzeugt durch den nicht zu schlichtenden Widerstreit seiner Gefühlsüberschwänglichkeit mit seinem Drang zur Kritik. Zum Beispiel konnte der Vierundzwanzigjährige an Deussen schreiben: „Ich bin schon viel zu alt, um eitel sein zu können, wie steht es mit Dir?“ Hiezu merkt Overbeck an: „Vergleichen hat jedermann, der mit Nietzsche dauernd und intim verkehrte, mehrfach zu erleben gar nicht umhin gekommt, und doch kaum je und unwiederbringlich nur einen komischen Eindruck davongetragen; dieser Eindruck schwand selbst fast auf komische Weise.“ Wohl hat die Kritik in Nietzsche den Empfindungsüberschwang mehrfach lahm zu legen vermocht; im ganzen aber war das Auszeichnende an ihm sein unbeschränktes Idealisierungsvermögen, der Trieb zur Überschätzung über alle Grenzen hinaus. Und wenn Deussen (Erinnerungen, S. 80) Nietzsche eine im tiefsten Innern unruhige bestandlose Natur nennt, die es nicht ertrug, lange bei einer Sache zu bleiben, so darf als die deutliche Kehrseite davon Nietzsches leidenschaftliche Bewunderung für das „Tenax propositi“ des Horaz nicht übersehen werden.

In Nietzsches Bild gehört sein Bedürfnis nach Freundschaft. „Was Möbius (S. 26 f.) über Nietzsches Verhältnis zu Männer- und Frauenverkehr sagte“, meint Overbeck, „würde er gewiß nur entschiedener ausgesprochen haben, wenn er ihn gekannt hätte. Nietzsche ist kein Weiberfeind gewesen; Damenverkehr war ihm ganz angenehm; mittlerer, nicht durch Freundschaft oder ein Pietätsverhältnis gehobener Männerverkehr war ihm zuwider.“ Sicher war Nietzsche unsinnlich veranlagt; die geistigen Triebe überwogen bei weitem³¹. Dies prägt sich in seiner Begabung aus: die Stimmungskünste Musik und Poesie waren seine Welt, während er für Plastik, Mechanik und gar Mathematik schlecht begabt war. Den Zwiespalt zwischen dichterischer und philosophischer Anlage hat er furchtbar schwer in sich empfunden; er war zeitweise davon wie zerrissen. Aber nur komme man nicht mit der Modestranke und heiße ihn einen Neurastheniker! Nietzsche war gar nicht nervenschwach. Er war höchst impressionabel, hatte aber, sobald es darauf ankam, Nerven wie Stricke. Sein Temperament bestand am ehesten in einer sanguinisch-cholerischen Mischung; freilich vermochte ihn das nicht vor der Melancholie zu retten bei den Talenten, wie er sie nun einmal ins Leben mitnahm.

Nietzsches
unsinnliche Ver-
anlagung

12 C. A. Bernoulli, Overbeck und Nietzsche

Das Ehrlichkeits-
mißtrauen gegen
sich selbst

Es war überhaupt sehr Entgegengesetztes in ihm nicht etwa lose vertreten, sondern widerspenstig eingefleischt. Der Pessimismus machte ihn nicht traurig, und der Optimismus machte ihn nicht froh. Der primäre pathologische Zustand Nietzsches war also eine leichte Form der Entartung, was wir Nervosität und die Franzosen einen „*dégénéré supérieur*“ nennen. Es handelt sich alles in allem um jenen Typus der *décadence*, die Nietzsche an sich selbst mit einer nicht genug zu bewundernden Kraft der Autopsie studiert hat. Es wäre hier für einen wirklich kongenialen Darsteller des Pathologischen bei Nietzsche der Moment gewesen, die Einsicht von dem starken und gesunden Restbestande in Nietzsches Natur zum Ausgang einer einheitlichen Auffassung von Nietzsches Charakter zu machen. Eine Erscheinung wie die seine ist ja deshalb so einzigartig und schlechthin beispiellos, weil Nietzsche in seinem unbarmherzigen Ehrlichkeitsmißtrauen kaum einen Trieb in sich unbeargwöhnt läßt, sondern gleich den Gegentrieb großzuchtet, nur um ja vor sich selbst als rechtschaffen und wahrhaftig dazustehen. Wie furchtbar gefährlich ein solches Verfahren ist, beweist sein eigenes Schicksal; denn diese unaufhörlichen Subtraktionen mußten ja mit Null enden. Nur ist nun bei Nietzsche das Verblüffende und Unvergleichliche, daß trotz seiner annullierenden, nihilistischen Prozeduren er selber zwar zerbrach und unterging, sich aber nach dem Bankerott als den Besitzer unangetasteter geheimer Kapitalvermögen entpuppte, durch den alle vorhandenen Schäden und Einbußen von vornherein gedeckt werden konnten. Dieser unveräußerliche Rückversicherungsfond, dieser letzte und hinterste Reichtum war Nietzsches eigentlichstes Gut. Nur wenn man diesen seinen unangefressenen Gesundheitskern aus aller Fäulnis und allen Verfallsymptomen herauschält, ist die Basis zur wissenschaftlichen Ergründung seiner Pathologie einwandfrei gegeben. Möbius hatte hier die schönste Gelegenheit, seiner in manchen Einzelheiten sich bewährenden Weisheit die Krone aufzusetzen und gerecht zu sein.

Statt dessen hat er auf einen höheren Wert seiner Arbeit verzichtet und dem common sense seinen Zoll bezahlt. Was er (S. 34 f.) gegen Nietzsches Zusammenhang mit dem modernen „irreligiösen Individualismus“ oder „aristokratischen Anarchismus“ sagt, hat ja soweit für richtig zu gelten, nur ist bei einer derartigen Feststellung wünschenswert, daß sie mit Gelassenheit erfolge. Das Geheimnis von Nietzsches Krankheit ist einfach, soweit nicht beson-

deres Unglück und äußerer Zufall ins Spiel kam. Je frischer er sich fühlte, um so leidenschaftlicher widmete er sich seiner Arbeit, und je mehr er arbeitete, desto mehr förderte er die Wiederkehr der Anfälle. Dies ist Möbius' eigene Aussage und bei ihr hätte er stehen bleiben sollen (S. 48). Aber er begnügt sich nicht mit dem Standpunkt des Pathologen, der nur nach der Gesundheit des natürlichen, sinnlichen Denkorganismus fragt; er fühlt sich eben nun einmal als Zeitdoktor und spürt, da er sich vor allem in dieser Orakel-eigenschaft für befragt hält, die Verpflichtung, den Individualismus an Nietzsche als „Zeitkrankheit“ herauszupräparieren. Da es dabei um seine vorurteilslose Ruhe geschehen ist, ist es auch um seine Autorität geschehen. Das Schlimme an dem Buche von Möbius ist seine Zweideutigkeit. Wohl betrachtet er im richtigen Ansatze der beiden Hälften zuerst den „ursprünglichen Nietzsche“ (S. 1—36) und dann erst die Krankheit (S. 39—106) — verwirrt und widerspricht sich jedoch alsbald selbst, indem er die Sache eben doch auf den Kopf stellt, weil schon der ursprüngliche Nietzsche auch der Kranke ist, statt, wie es einzig der Wahrheit entspricht, der Gesunde. So sehr läßt Möbius sich durch ein populäres philosophisches Vorurteil das Konzept seiner medizinischen Betrachtungsweise verrücken, daß bei ihm bisweilen Nietzsches Schicksal sich im letzten Grunde gar nicht aus Krankheit, sondern aus seinem Rationalismus, aus seiner Preisgebung aller Metaphysik zu ergeben scheint (S. 21, 33, 72, 73 und 84). Also nicht der Bazill, sondern die Irrlehre hat Nietzsches Wahnsinn verschuldet! Man sieht: der Herr Doktor fällt aus der Rolle und vertauscht den Sezierkittel mit dem Talar!

Darüber dürfen auch die gelegentlichen Anwandlungen von Milde und Toleranz bei Möbius nicht täuschen, wenn er zum Beispiel (S. 104) gegen die kriminalistische Einschätzung anstößiger Stellen Einsprache erhebt. Zu Recht besteht leider, daß Möbius über Nietzsche zuguterlegt als Pfaffe urteilt. Und wäre es nur um des einen Satzes willen (S. 68): „Gewissermaßen ist es ein Trost, daß der häßlichste Zug im Bilde Nietzsches, seine gassenjungenhaften Schmähungen christlicher Lehren und Einrichtungen, ganz der Gehirnkrankheit schuld gegeben werden kann. Gewiß kann man ein Gegner des Christentums sein, aber niemand wird das, was seinen Eltern und der Mehrzahl der ehrenhaften Leute heilig war, mit Kot bewerfen, wenn er nicht ein Lump oder ein Gehirnkranker ist.“ Hinter diese Stelle hat Overbeck geschrieben:

12*

Der Zirkel zwischen Arbeit und Schmerzanfall

Nietzsche gegen das Christentum zur Verzweiflung getrieben

„Ein seltsam fanatischer Satz! Niemand braucht sich vom Christentum mißhandeln zu lassen, und ein gegen das Christentum zur Verzeiſung Getriebener — als sein Opfer — ist als sein Beschimpfer stets gerechtfertigt und unterliegt keineswegs unausweichlich der Verurteilung als Lump oder Gehirnkranker. Das Urteil gegen das Christentum ist theoretisch freigegeben, nicht aber praktisch, nämlich nur so, daß eine gewisse Form des Urteils vorbehalten und ausgenommen wird.“ Und nun gar der Schlusssatz von Möbius' Arbeit (S. 106): „Wenn ihr Perlen findet, so denkt nicht, daß das Ganze eine Perlenschnur wäre. Seid mißtrauisch, denn dieser Mann ist ein Gehirnkranker!“ Wäre statt dieser Predigt des Mißtrauens es nicht richtiger gewesen, das gebildete Publikum in demjenigen seiner Instinkte zu bestärken, der seine Wahrheitsliebe auf Nietzsche hinwies? Da Möbius in seinem Urteil so sehr über die Grenzen seines Faches hinausgreift, sollte er eigentlich nicht mehr als Fachmann aufgerufen werden dürfen, wie dies zum Beispiel W. Weygandt tut (Münchener medizinische Wochenschrift 1904, zweite Hälfte, S. 2305): „Jedes Lob des großartigen Buchs ist überflüssig. Freuen sollten wir uns dieses Besizes und vor allem als Ärzte Protest einlegen gegen die Anmaßung von Laien, die immer noch Nietzsches Krankheit als Folge des übermäßigen Gebrauchs von Arzneimitteln ansahen.“ Dies ist vor allem gegen die Kundgebungen von Nietzsches Schwester gerichtet, die am ausführlichsten in der Biographie II, XXXVI. Kapitel, S. 898—924, jenen unbestreitbaren Grundstock von Gesundheit in Nietzsches Natur übertreibt, Nietzsches Krankheit nach Art der Naturheilkunde auf Mediziniechtum hinauspielen und die Diagnose der Irrenärzte auf „eine atypische Form der Paralyse“ als absurd hinstellen will, weil eine Paralyse, die durchaus nicht die Kennzeichen dieser Krankheit trug, dann also nicht Paralyse gewesen sein könne (S. 922): „Ein durch Überanstrengung der Augen und Kopfnerven übermüdeten Geist konnte starken Schlafmitteln gegenüber nicht mehr den früheren Widerstand leisten und wurde deshalb durch deren Gebrauch gelähmt (S. 924).“

„Die atypische Paralyse“

Mit Vorsicht ist auch jene Partie im Buche von Frau Lou Andreas-Salomé (Friedrich Nietzsche in seinen Werken, Wien 1894) aufzunehmen, die sich als Rückblick auf Nietzsches sogenannte erste Periode darbietet (S. 87): „Mit seiner innern und äußern Lösung von dem Wagnertum und der Philosophie Schopenhauers fällt Nietzsches schwerstes körperliches Leiden zusammen. So lebte

er damals, körperlich wie geistig, unter Stürmen und Schmerzen, die ihn in die Nähe „leiblichen wie seelischen Todes“ brachten. Seine Krankheit war zum Ausbruch gekommen in den Jahren gesteigertster Produktivität, allzu vielseitiger und aufreibender Beschäftigung mit wissenschaftlichen Untersuchungen, philosophischen Problemen, mit der geistigen Bewegung der Gegenwart, der Kunst Wagners und mit der Musik selbst. Wenn er sich am gesündesten und rüstigsten, in der Vollkraft seiner Leistungsfähigkeit fühlte, dann kam er stets der Krankheit am nächsten; und die Zeiten unfreiwilliger Mühe und Ruhe waren es, die ihm immer wieder Erholung brachten und die Katastrophe noch aufhielten.“ Danach sieht es aus, als hätte die zunehmende Verschlechterung in Nietzsches Gesundheitszustand in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre seelische Ursachen gehabt, als wäre sie auf Rückschläge etwa gar der Reue oder Zerknirschung zurückzuführen, die für Nietzsche seine allmähliche Abkehr von den Jugendautoritäten zur Folge gehabt hätte. Dies widerspricht dem wahren Sachverhalt durchaus. Overbeck nennt diese Darstellung (in einer Anmerkung zu der oben erwähnten Stelle): „Reflexionen und Konstruktionen, die Nietzsches Geist ganz zuwider sind und an sich die Vorstellung eigentlich intimen Verkehrs und Gedankenaustausches mit ihm ausschließen.“

Die nichtseelische
Ursache der
Krankheit

Frau Andreas irrt aber nur in der Akzentgebung, sozusagen im jambischen statt im trochäischen Tonfall der beiden Silben, die Nietzsches Wesen ausmachen und die doch auch sie erkennt und genau auseinander hält: Gesundheit und Krankheit. Sie betont diese, während unbedingt der eigentliche Sinn in Nietzsches Leben auf jener ruht; sie spricht von dem pathologischen Zuge seiner „Übergesundheit“, die regelmäßig in Krankheitszustände auszumünden pflegte; und doch muß sie selber zugeben (S. 88): „Aus ihnen rang er sich aber mit der zähen Kraft seiner ungeheuern Natur stets wieder zur Gesundheit durch.“ Damit wird selbst Frau Andreas zur Zeugin dafür, daß Nietzsche in der grundbildenden Wurzelschicht seines Wesens von unangetasteter Gesundheit geblieben ist. Soweit sind wir nun doch schon, die Psyche Nietzsches als pathologisches Problem, als das sie durch sein Ende im Wahnsinn auch dem ersten besten Philister erscheint, zwar gelassen zu lassen, aber doch auch nicht mehr zu überschätzen. Für jede ernste, in die Tiefe dringende Erfassung Nietzsches schrumpft dieses scheinbare Haupt- und Staatsfactum seines Lebens, daß er

Der unangetastete
Gesundheitsrest

Nietzsche als
Beispiel der
Entartung ohne
Psychose

verrückt wurde, beinahe zu etwas Belanglosem zusammen. Treffender kann man das nicht sagen, als August Horneffer (Nietzsche als Moralist und Schriftsteller, Jena 1906, S. 104—106): „Psychologisch interessant macht den pathologischen Fall weniger das Ende, das Nietzsche genommen hat, als der künstlerische und philosophische (formale und sachliche) Charakter, den seine Erzeugnisse haben, und zwar alle, nicht nur die letzten. Nietzsches Psyche zeigt von Anfang an pathologische Züge, neben Zügen von Stärke und Größe. Eine eingehende Analyse seiner abnormen Erscheinungen zu geben, ihre Wirkung auf Richtung und Art seines Denkens und damit auf Gehalt und Form seiner Arbeit zu untersuchen, wäre von höchstem Wert für die Beurteilung Nietzsches sowohl wie anderer verwandter Erscheinungen. Die imperatorischen Urteile, die Möbius über den Philosophen und den Künstler fällt, würde man gern entbehren, sie zeigen deutlicher als wünschenswert ist, daß er seinem Patienten nicht gewachsen ist. Alle Hauptmomente seines Charakters, die in den letzten Jahren sichtbar werden, sind von Hause aus vorhanden, freilich unentwickelt und undeutlich; aber solange die ganze Persönlichkeit unfertig und von pädagogischen Einflüssen abhängig ist, wie sollen ihre Eigentümlichkeiten klar hervortreten? Nietzsche hat erst im Jahre 1881 oder 1882 die Schule verlassen und sich selbständig gemacht; kein Wunder, daß sich erst von dieser Zeit ab sein Charakter rückhaltlos offenbart. Ich warte darauf, daß ein Arzt diese Frage prüft, der den modernen Dingen näher steht, als Möbius, der zu übersehen vermag, was die Entartung ohne jede Mitwirkung einer Psychose hervorbringen kann. Erfreulicherweise mehrten sich die Anzeichen, daß die Psychiatrie der weiteren und unvergleichlich wichtigeren Aufgabe inne wird, die ihr gestellt ist. Sie soll versuchen, die Beziehungen zwischen der Kultur (als dem Inbegriff alles höheren Strebens der Menschheit) und der Entartung (als dem Inbegriff aller lebenswidrigen Erscheinungen) aufzuzeigen. Man hüte sich, voreilige Schlüsse zu ziehen, und zu glauben, daß mit einer Diagnose: epileptisch oder: hysterisch, alles getan sei. Gerade Nietzsche ist ein Typus, den man sich nicht entgehen lassen dürfte. Bei ihm tritt besonders klar hervor, daß gewisse Entartungsformen mit außerordentlichen Leistungen in einer Art von Wechselwirkung zu stehen scheinen, daß Degeneration nicht nur nimmt und verringert, sondern auch gibt und erhöht, so daß sie wertvoll, ja für die Kultur vielleicht un-

entbehrlich wäre.“ Eine solche Auffassung nähme dann auch dem höhnischen Hinweis bei Möbius (S. 50) allen verletzenden Stachel, Dionysos sei eigentlich der Gott der Hysterie: „Les nerveux se recherchent! Den Patron der Hysterie also wählte sich Nietzsche, ohne es zu ahnen, zu seinem Heiligen.“

Seine Krankheit war es also, was Nietzsche zu einem äußersten Grade von Selbstbesinnung betrieb. Die erste Äußerung dieses inneren Wandels war der entschlossene Bruch mit dem Erzieherideal, in dessen Bann sich nicht nur seine amtliche, sondern auch seine freie schriftstellerische Tätigkeit bisher vollzogen hatte. Es kam ihm zum Bewußtsein, daß die Leidenschaft auch des selbständigen und unabhängigen Pädagogen stets gebunden sein werde an den Hinweis auf Vorbilder und Muster; darin aber empfand er eine unüberwindliche Schranke der persönlichen Freiheit. Wer als Herold zur Verehrung und Nachahmung einer großen Persönlichkeit auffordert, macht aus sich einen Parteigänger und begibt sich damit des Rechtes auf Entfaltung seiner eigenen schöpferischen Fähigkeiten. Da heißt es denn zur rechten Zeit halt machen. Mag man sich immerhin einem Philosophen, einem Dichter ans Herz werfen, eine zeitlang Frondienste tun und sich selbst verleugnen, dann gilt es, seine Farben, seine Pinsel, seine Leinwand zu finden, damit man zwar noch lange nicht Meister in der Lebenskunst, aber wenigstens Herr in der eigenen Werkstatt werde. (Der Wanderer und sein Schatten. Aph. 266 und 267): „Es gibt keine Erzieher. — Nur von Selbst-Erziehung sollte man als Denker reden. Die Jugend-Erziehung durch andere ist entweder ein Experiment an einem noch Unerkannten, Unerkennbaren vollzogen, oder eine grundsätzliche Nivellierung, um das neue Wesen, welches es auch sei, den Gewohnheiten und Sitten, welche herrschen, gemäß zu machen: in beiden Fällen also etwas, das des Denkers unwürdig ist, das Werk der Eltern und Lehrer, welche einer der verwegenen Ehrlichen *nos ennemis naturels* genannt hat. — Eines Tages, wenn man längst, nach der Meinung der Welt, erzogen ist, entdeckt man sich selber: da beginnt die Aufgabe des Denkers; jetzt ist es Zeit, ihn zu Hilfe zu rufen — nicht als einen Erzieher, sondern als einen Selbst-Erzogenen, der Erfahrung hat.“

Der Übergang
vom Erzieher
zum Denker



Das erste belangreiche Ergebnis seiner kritischen Klarsichtigkeit war die Entfremdung von Wagner. Fast zwei Jahre, vom August 1874 bis zum Juli 1876 hatten sich Wagner und Nietzsche nicht wiedergesehen; nach den häufigen, intimen Begegnungen der früheren fünf Jahre schon etwas wie ein Vorbote, um so mehr als in der Zwischenzeit, im August 1875, alle Freunde aus Nietzsches Kreis sich in Bayreuth einfanden. Overbeck hatte, wegen eines Magenübelns für das Sommersemester beurlaubt, in Karlsbad die Kur gebraucht und Gersdorff ihm dahin gemeldet: „Zum 22. Mai hatte ich an Wagner geschrieben, und bekam vor kurzem ganz wider Erwarten einen wunderbar herzlichen und humoristischen Brief; auf der Außenseite des Bogens stand: ‚An Herrn Theophrastus Bombastus Paracelsus ab Hohenheim.‘ Es geht in Bayreuth ziemlich gut, den Kindern ‚übermütig gut‘, wie Wagner sich ausdrückt. Zu Siegfrieds gestrigem Geburtstag, dem Tage, da es sechs Jahre her sind, daß Nietzsche zum erstenmal in Tribschen wohnte, schickte ich einen ganz kleinen Kugelhopf an das Geburtstagskind. Wie wir uns in Bayreuth wohl vorkommen werden, wenn's im mystischen Abgrund zu tönen anfängt! Ich habe gar keine Vorstellung von so etwas: denn wenn man sich die Menschen ansieht, die rings herum leben, wenn man die Zeitungen liest und erfährt, was die Mächtigen der Erde sich für Feste geben und für triviales Zeug schwätzen (selbst wenn einer dabei ist, der Gedichte macht wie der schwedische Oskar), dann möchte man Bayreuth für eine *fata Morgana* halten.“ Am 23. November 1875 schreibt er wieder: „Wenn ich ans nächste Jahr denke, so lasse ich mir einstweilen an der Vorstellung genügen, wie Sie rüstig und ohne Belästigung von den Strahlen der Hundstags-Sonne den Theaterberg mit uns erklimmen, vor dem mystischen Abgrunde sitzen und im Licht höherer Vollkommenheit das noch einmal erleben, wovon uns so herrliche Ahnungen aufgingen. Zugleich sehe ich neben Wagners großem Schreibtisch an der Stelle, wo damals Schurés Buch lag, die zweite Abteilung Ihrer Studien liegen, von neugierigen Händen betastet. Und Wagner wird Ihnen freundlich auf die Schulter klopfen und sich freuen, daß die Theologie so brav aushält. Rohde und Nietzsche daneben und ich dahinter — das sind so die besten, freilich etwas ausschweifenden Wünsche. Leider muß ich sagen ausschweifend: denn was soll aus den beiden Freunden werden, wenn es mit ihnen beim alten

bleibt? Niezsches letzter Brief hat mich sehr bekümmert: denn er drückte seine große Abspannung selbst in der Handschrift aus und das am Anfang des Semesters und noch dazu eines Wintersemesters! Könnte ich ihm nur einen Teil der Muße verschaffen, die ein Hohenheimer Direktor hat oder ein Lehrer, der hier jahraus jahrein denselben Gegenstand in vier- bis sechsstündigem Kolleg vorträgt. Ich fürchte das Septennat wird nicht innegehalten werden können, wenn nicht große Erleichterungen im Amte beschafft werden (Schopenhauer im deutschen Reichstag neben Hartmann als Atheist denunziert! Zu viel Ehre!). — Des weiteren schreibt Gersdorff an Overbeck Mitte Januar 1876, der damals soeben das Rektorat der Universität angetreten hatte: „Sie hatten mir über Niezsches nichts Erfreuliches geschrieben, und obgleich kurz zuvor von ihm ein ruhiger und deshalb beruhigender Brief an mich angekommen war, so glaubte ich doch Ihren Angaben und sehe leider, daß ich darin nicht unrecht tat. Denn was ich heute von ihm selbst erfahre, ist im höchsten Grade beunruhigend und unheimlich. Er ist selbst von dem Unheimlichen seines Leidens überzeugt und hat die ernstesten Befürchtungen. Nun weiß ich, wie sehr der Arme, Weltgeplagte unter den Stimmungen leidet, die ihn beherrschen und wie sehr deutlich dann sein brieflicher Ausdruck diese Stimmungen wiedergibt; allein in diesem Falle kommt es mir nach den gemachten Schilderungen vor, als ob sein Leiden doch ernstester Art wäre, und ich bitte Sie herzlichst, mir Ihre Meinung und womöglich auch die seiner Schwester, die ihn als Pflegerin doch genau beobachten kann, sowie endlich die Immermanns mitzuteilen. — Daß Niezsches das Pädagogium für jetzt los ist, freut mich und sehe ich darin Ihren wohlthätigen Einfluß und dringenden Zuspruch endlich zu einer Wirkung gekommen. Aber was ist damit im ganzen geholfen! Völliges Pausieren und Ausruhen auf sechs Monate erscheint mir unter solchen Umständen als das einzig Richtige, und ich kann immer nicht begreifen, warum nicht ernstlich daran gedacht wird. Die Behörde in Basel wird doch soviel Einsicht haben, ihm den Urlaub nicht zu verweigern, sie weiß doch, wie gewissenhaft er seinen Amtspflichten obliegt. Also es ist nur Niezsches selbst, den man gründlichst zu bearbeiten hätte, daß er endlich einmal an sich denkt. Aber Sie wissen ja das alles besser als ich, und ich weiß, daß Sie es nicht an Zureden und guten Rat fehlen lassen. Was nützt mir meine gute Gesundheit, wenn ich dem Armen damit nicht helfen kann, was

Gersdorff über
Niezsches
Befinden

„Sechs Monate
ausruhen“

Der Osterurlaub
1876 am Genfersee

sind alle Pläne und Sorgen für die Zukunft wert, solange ich diese Sorge um unsern Freund nicht los werde. —“

Bereits ein halbes Jahr zuvor hatte Nietzsche die gemeinsame Wohnung am Schüzengraben verlassen und mit seiner Schwester zusammen unweit davon eine eigene Haushaltung eingerichtet, hauptsächlich in der Erwägung, auf diese Weise die für ihn so wichtige diätmäßige Ernährung sorgfältig durchführen zu können. Schon im Sommer 1875 hatten die Geschwister aus Anlaß von Overbecks Vakanz zusammen gewirtschaftet, indem er in Overbecks Zimmer übersiedelte und Fräulein Nietzsche die Räumlichkeiten des Bruders bezog. Nun war also bereits fast ein Jahr lang an ausgesuchter Pflege das Mögliche geschehen, und Nietzsches Befinden hatte sich eigentlich nur verschlimmert, zum Teil in Depressionszustände von noch nicht dagewesener Heftigkeit. Zum Glück konnte es von Gersdorff möglich machen, Nietzsches Wunsch zu entsprechen und die Osterferien mit diesem am Genfersee zuzubringen. Auf der Rückreise über Basel traf er Overbeck, der sich kurz zuvor verlobt hatte, nicht zu Hause und hinterließ ihm folgendes Billet: „Baumannshöhle, im Zimmer des rector magnificus. Mittwoch, den 29. März, abends. Mein lieber Overbeck, durch Frau Baumann wurde ich auf das freundlichste in Ihrem und Ihrem Hause aufgenommen und fand als Willkomm Ihren Brief vor. Haben Sie herzlichsten Dank für diesen Ihren freundlichen Gruß. Könnte ich Ihnen nur Besseres von unserem armen Freunde sagen! Aber leider hat sich wenig verändert. Seine Kräfte waren in manchen Tagen so erstarbt, daß er fünf Stunden gehen konnte, aber plötzlich traten, wenn auch viel seltener als früher, die leidigen Kopfschmerzen ein. Sie hingen wohl auch mit dem Wetter zusammen und pflegen dem Föhn zu folgen, aber es mögen noch viele andere Ursachen mitwirken, von denen jedenfalls das denkende, grübelnde, oft leider Grillen fangende Gehirn die Hauptursache ist. Nietzsche wird nicht wie neugeboren zurückkommen; ein so altes Übel kann durch einen kurzen Aufenthalt an einem andern Ort nicht gehoben werden, und wenn er auch noch vierzehn Tage irgendwo anders hingehet, so wird es schwerlich viel besser werden. Meine Überzeugung ist die, daß er im nächsten Semester sich mit Universität und Pädagogium zugleich eine unerträgliche Last aufbürdet, die er über lang oder kurz ganz wie zu Weihnachten sich wird abnehmen lassen müssen. Heute, als ich abreiste, fehlte nicht viel, so wäre Nietzsche mit mir zurückgekehrt:

denn das scheußliche Wetter, dem kein Mensch traut, verhinderte die Fremden, die unsere zweisame Pension besuchen wollten, zu kommen, und Nietzsche selbst fürchtet mit Recht nichts mehr als die Einsamkeit und seine Gedanken. Ich riet ihm, nach Genf zu gehen, wo er Senger kennt, diesem zu schreiben und es dort unter Menschen einige Zeit zu versuchen. Aber leider verhinderten Kopfschmerzen ihn zu reisen, und ich habe ihn mit Bekümmernis allein als Gefangenen bei Chillon zurücklassen müssen. Wir müssen darauf gefaßt sein, daß er eines Tages und zwar bald nach Basel zurückkehrt. Und was dann! Es ist wirklich trostlos: Ein Arzt ohne Kopf und ein Kopf ohne Arzt; der sich seine Heilmethode selber zurechtlegen muß, ohne daß etwas dabei herauskommt. Und Bayreuth: Die Wahrscheinlichkeit nimmt ab, daß Nietzsche dahin wird kommen können. Über die drei Wochen, die wir zusammen verlebten, dürfen Sie beruhigt sein. Mehrere und lustigere Gesellschaft hätte auch nichts gebessert. Gute Lektüre, gute Gespräche, gutes Essen und viel Spaziergänge bei jedem Wetter — das war unser Leben. Soviel heute. Genießen Sie das Glück bräutlicher Ferien und seien Sie herzlichst bedankt und gegrüßt von Ihrem C. v. Gersdorff.“ — In diesem Sommer 1876 kam auch endlich die vierte Unzeitgemäße Betrachtung zustande, die er schon im Herbst zuvor fast fertiggestellt hatte, aber in dem schon aufflaffenden innern Zwiespalt nicht zu veröffentlichen gedachte. Freundliche Erkundigungen Wagners, der natürlich von diesem Vorhaben Nietzsches nichts ahnte, ließen die Erinnerungen an alte Zeiten und damit verbunden ein warmes Glücksgefühl wieder lebendig werden, so daß er die Veröffentlichung als Festschrift für die bevorstehende Bühnenweihe dann doch beschloß.

Im Wintersemester 1875/76 hatten sich in Basel zwei junge Musiker immatrikuliert, um bei Nietzsche und damit in Verbindung auch bei Jakob Burckhardt und Overbeck Vorlesungen zu hören, Heinrich Köselitz und Paul Widemann, beide aus Overbecks Adoptionsheimat, dem Königreich Sachsen stammend. Aus der Lektüre seiner Schriften waren sie Nietzsches Verehrer geworden; der Verleger Schmeißner, mit Widemann befreundet, war mittelbar die Ursache für die Anknüpfung dieser in Nietzsches späterem Leben so bedeutungsvollen Beziehung. Mit Widemann blieb es beim respektvollen Zuhörerverhältnis; bei Gast wuchs jedoch bald die Jüngerschaft daraus hervor. In einem Feuilleton der „Neuen Freien Presse“ vom 6. und 7. August 1907 hat Ludwig von

„Der Gefangene
von Chillon“

Peter Gast und
Paul Widemann

Peter Gast
als Hörer des
Platofollegs

Scheffler, ein Schüler Jakob Burckhardts, einen vorzüglichen Beitrag zur Kenntnis Nietzsches und seines Schülers Peter Gast gegeben: „Ich befand mich eines Tages (1876) vor dem kleinen Auditorium, welches einige in der Nähe stehende Studenten auf mein Befragen mir als dasjenige Nietzsches bezeichneten. Es lag ein sonderbarer Ton in ihrer Aussprache des an Zischlauten reichen Namens. Etwas wie Befremden über meine Frage, wie Spott, wie leiser Hohn. Das reizte mich. Die Zeit des Kollegiums hatte überdies begonnen. Ich trat ein. Ein Stübchen eher, denn ein Hörsaal, und anstatt der Zuhörer ein junger Mann gegen das Fenster gelehnt, dessen Tracht keinen Berufsstudenten verrät. Das dunkle Habit vielmehr der Leipziger Konservatoristen! Der schwarze Rock mit den langen, langen Schößen! . . . Ich war gespannt, das Gesicht zu der eigentümlichen Gestalt zu erblicken. Allein, der Jüngling kehrte mir nach wie vor den Rücken, ganz in das Schauspiel vor ihm vertieft. Ich muß hinzufügen, daß der Rhein in jenem Frühjahr mit einer seiner furchtbarsten Überschwemmungen wütete. Seine Fluten wirbelten in den dem Ufer naheliegenden Straßen! Unzählige Trümmerstücke wälzte er in seinem Strome mit fort. Und nicht nur die alte, malerische Brücke, die einzige damals noch, geriet durch den beständigen Anprall ins Schwanken, auch das Universitätsgebäude, so unmittelbar aus dem Flusse aufsteigend, stand in Gefahr, den Grund zu verlieren. So war der junge Mann durch die aufregende Fensteransicht ganz gefesselt, als ich ihn mit einem lauten Räuspern aus seinem Alleinsein weckte.“ Es war Heinrich Köselitz, Peter Gast, wie er sich auf Nietzsches Rat umnannte: „Ein anderer Richard Wagner! Nur jung, ‚en beau‘ wie man sagt. Nicht nur der Schnitt des Wangenbartes ahmte korrekt den ‚Meister‘ nach, auch Nase, Stirne, Kinn waren wie auf den Kopf des großen Musikers geformt.“ Nur fehlt diesem Porträt das es von Wagner unterscheidende Merkmal: die wallende Künstlermähne. Auch die geistige Silhouette an Peter Gasts Jüngergestalt kommt bei Scheffler scharf geschnitten zur Geltung: „Vor allem wollte mir das mangelnde Nationalgefühl (mein Vater war als einer der Heerführer aus dem großen Kriege heimgekehrt!) und der oft ans Kleinliche grenzende Haß gegen alles Kirchliche an Köselitz nicht behagen. Ich war jung und trug noch jene Lyrik der Stimmung im Innern, die sich an der Geschichte, an den schönen altertümlichen Bauten des ‚goldenen Basel‘ er-

Peter Gast's
geistige Silhouette

wärmte. Es tat mir wohl, im altehrwürdigen Münster mein Auge an den herrlichen Wölbungen auf und ab gleiten zu lassen, und ich genoß den Zauber der Stunde, wenn abends, im anstoßenden Kreuzgange, mein Blick auf den schimmernden Rhein und den warmdunklen Schwarzwald darüber sich verlor. Über- raschte mich Köselitz einmal bei solchem Wandeln, so war ich sicher, nichts als Schimpfen und Schelten auf diese „pfäffische Kunst“ zu hören. Schon die „rote Inquisitionsfarbe!“ des Mün- sters (seine herrlichen, im Purpur oft erglühenden Sandstein- quadern!) stach meinem Begleiter unangenehm in die Augen. Den „nüchternen“ Hallenbau im Innern fand er wert, der Tempel der „Geistig Armen“ zu sein. Überhaupt sah er nichts als Ab- straktes, Philisterhaftes in dem gotischen Wesen. . . . Ich hatte für solche Angriffe nur erstaunte große Augen. Sollte das „Ecrasez l'infâme!“ dieses „Nieder mit der Kirche!“ wirklich solche Früchte im Niehscheschen Dunstkreise gezeitigt haben?! Daß dem nicht so war, daß Niehsche im persönlichen Verkehr wenig- stens niemals solcher Agitation sich bediente, sollte ich bald bei erfreulicher Gelegenheit erfahren. Denn der Professor lud mich zu sich ein. Ja, einmal bin ich bei Niehsche zum Nachmittagstee gewesen!“

Peter Gast war damals noch päpstlicher als der Papst und konnte später ein so scharfsichtiger Beurteiler des Wagnerschen Epigonentums wohl nur werden, weil er im Ungestim seiner Jugend so rückhaltlos mit dabei gewesen war. In Basel trug er geradezu seine Haut feil für seine damalige Überzeugung. Overbeck, der die amtliche Seite der Sache als Prorektor mit erlebte, kam gelegentlich auf den temperamentvollen, aber un- überlegten Geniestreich zu reden, an den von Scheffler mit den Worten erinnert: „War es doch auch mir schon zu Ohren ge- kommen, daß Peter Gast als immatrikulierter Student einen offi- ziellen Verweis wegen einer musikalischen Zeitungskritik vom Rek- tor der Universität erhalten hatte. Selmar Bagge [der Direk- tor der Basler Musikschule], war darin von ihm [wohl im Musi- kalischen Wochenblatt] wegen seines „rückständigen“ Ge- schmackes heftig angegriffen worden! Und nun zog der Groll über die erfahrene Zurechtweisung noch einmal wie eine Wet- terwolke in den Worten des jungen „Wagerianers“ an uns vorüber. Selbstverständlich, daß sich Köselitz hierbei der Zu- stimmung Niehsches sicher wußte. Aber gerade dessen Haltung

Gast als Partei-
gänger Bayreuths

hierbei bewunderte ich. Ein Schütteln mit dem Kopfe, eine beschwichtigende Handbewegung war alles, womit er den Redeseifer seines Jüngers zu dämpfen suchte. Erst als Köselitz zu persönlich wurde und mit dem gehästen 'Bache' (so sprach er in unserer Mundart den Namen des braven Gothaners konsequent aus!) auch einige einflußreiche Patrizier für das 'niedrige Niveau' des Basler Kunstverständnisses verantwortlich machte, griff er mit längeren Sätzen ein. Er wandte sich dabei zu mir und gab mir das Ganze wie eine liebenswürdige Erklärung, daß der Pietismus der Basler Gesellschaft (vor dreißig Jahren!) allerdings daran schuld sei, wenn die Konzerte hier noch stets einen streng konservativen Charakter trügen. Freilich sei die Musik andererseits das einzige künstlerische Interesse, welches dieser konventionellen Strenggläubigkeit übrig geblieben. Ins Theater die Töchter des Hauses zu schicken, war verpönt! Dafür sei jedoch erst kürzlich ein Konzertsaal gebaut worden, wie er zweckentsprechender, prächtiger in ganz Deutschland nicht zu finden. Aber nur 'Klassische Musik' käme darin zu Gehör. . . . 'Doch warum sprechen wir von etwas, das wir (er lächelt zu Köselitz hinüber) doch nicht ändern können. Erzählen Sie uns lieber von der bildenden Kunst. . . . Was macht Burckhardt auf Sie für einen Eindruck?' — Im Urteile über Musik und ihre Pflege im damaligen Basel überschaute Niehsche seinen Musikjünger dank dem ihm eigenen weltmännischen Zuge, während Köselitz entweder schwieg oder dann eine eigene Meinung aussprach. Auch andere Leute hat Peter Gast in Basel durch sein feckes Absprechen über die einheimische Architektur und Musikalität verblüfft, wobei die Betreffenden freilich manchmal zweifelten, ob es ihm damit wirklich ernst war und er sie nicht vielmehr auf schalkhafte Weise prüfen wollte. Sein Auftreten und seine Erscheinung weckten ungeteilte Sympathie. In seinen Augen lag eine träumerische Lebenskraft; er besaß eine etwas unbehilfliche aber sehr anziehende Art, zu grüßen; die Ausatmung, die dabei erfolgte, hatte etwas gesund Derbes. Niehsche war durchaus nicht der einzige, der damals an Peter Gast geglaubt hat. Und gerade deshalb ist es als eine weitere unter den mancherlei merkwürdigen Fügungen in Niehsches Leben zu betrachten, daß er damals diesen feinfühligsten und hochintelligenten Jüngling dauernd an sich zu fesseln vermochte. Frau Förster-Niehsche nennt (Biographie II, S. 239) „mit Rührung und Dankbarkeit den Namen Peter Gasts“.

des einzigen persönlichen Jüngers meines Bruders, der ihm in seiner schlimmsten Vereinsamung in treuer Verehrung zur Seite gestanden hat und auf den steilsten Pfaden der Erkenntnis mit wärmster Begeisterung gefolgt ist“.

Wie bisher Baron Gersdorff an schreiberischer Handreichung ab und zu Dienste geleistet hatte, kam fortan Köselitz für diesen dem Augenkranken unentbehrlichen Beistand auf. — Zuerst schrieb er die vierte Unzeitgemäße ins Reine. Professor Schieß fand den Zustand von Niehsches Sehkraft noch schlimmer als früher und erklärte die Notwendigkeit, sich nach einem ständigen Schreiber umzusehen. Die Aufopferung des jungen Musikers mußte um so willkommener sein, als er über eine prachtvolle Handschrift verfügte. Als Lohn für seine Hingabe wurde ihm freilich auch das Glück zu teil, von nun an als ebenbürtiges Mitglied diesem geistvollen Kreise angehören zu dürfen. Die Freunde taten ihr möglichstes, um sich für ihn noch in den Besitz vakanter Patronatscheine zu setzen und ihm so den Besuch der ersten Bayreuther Spiele zu ermöglichen. Nachdem schon mit Rohde korrespondiert worden war, schreibt Gersdorff an Overbeck die Zusage: „Wollen Sie dem trefflichen jungen Manne dies mitteilen. Was die Wohnung betrifft, so sagen Sie, bitte, Herrn Köselitz, daß es sich ganz von selbst verstände, daß er in dem von mir gemieteten zweiten Zimmer als mein Gast wohnen könne und daß ich ihn bäte, das ohne Scheu anzunehmen. Was ich neuestens über Bayreuth weiß, entstammt der lithographierten Korrespondenz, welche allerhand gute Dinge in ziemlich trivialen Worten erzählt und sich besonders mit der Maschinerie befaßt. Überhaupt dürfte es sich empfehlen, wenn die Zeitungskorrespondenten Techniker vom Fach wären, sich mehr um die Gasflammen, Dampfmaschinen, Kondensatoren, kurz um den ganzen Brantischen Zauberapparat und gar nicht um das Dramatische und Musikalische kümmern. Dann würde weniger Unsinn geschrieben.“

Für Gersdorffs joviale Liebenswürdigkeit spricht auch die Aufmerksamkeit, die er sich zu Overbecks Hochzeit ausgedacht hatte, nach seiner eigenen Beschreibung „ein buntes Hochzeitsfinkerkichen, dessen Urheber Sie unschwer erraten werden. Möchte es Ihnen als ein kleines Monumentum amicitiae (hoffentlich steuerfrei und unversehr) so freundlich entgegenlachen, wie mir die Erinnerungen und die guten ernst-heiteren Tage und Stunden, die ich mit Ihnen in Basel und Bayreuth verlebte, und die in dilettanten-

Gast mit Niehsches Freunden in Bayreuth

Ein Freundschafts-
Angebinde

hafter Form und Farbe allegorisch angedeutet auf dem Rande des Tellerchens gepinselt zu sehen sind. Sie werden in harmlosen Anspielungen verstehen, die jede Lunette in bezug auf den Namen enthält, dessen Anfangsbuchstaben schwarz auf gelb in den Tafelchen verzeichnet sind. Das Ganze ist der Kreis Ihrer Freunde, links der Zwillingbruder im Kampf mit dem Weltdrachen, der geflügelte Engelskopf als Sinnbild der Idee für Wagner, für mich Henne und Fruchtschalen (ins Gemeine übersetzt Leutnant der Landwehr und Landwirt), Romundt als Unkenphilosoph und in den beiden Bestien noch deutlicher in seiner verzweifelter Stimmung illustriert und Rohde mit einem Semperischen Bildchen als klassischer Philologe verzeichnet. Treitschke durfte nicht fehlen, wenn er uns auch fremd ist. Ich fand kein anderes Symbol als den freilich heraldisch unrichtig gefärbten Reichsadler, der sich zwar ein wenig fremdartig unter so unpolitischen Dingen ausnimmt, aber in der Farbe wenigstens zu dem ihm gegenüberstehenden Symbol der Liebe paßt.“ Nietzsche gratuliert Gersdorff zum Overbeck'schen Kunstwerk, „an dem ich eine Freude gehabt habe, wie ich sie mir kaum zutraute. Durch Geist, Witz und Zartheit des Gedankens hast Du alles, was Overbeck sonst bekommen hat, aus dem Felde geschlagen, davon bin ich überzeugt. Es ist eine ganz vornehme Schenkung, eine Art Adelsdiplom der Freundschaft.“ (Briefe I, S. 381.)

Nietzsches letzter
Aufenthalt in
Bayreuth

Unterdessen ging den Freunden Numero IV zu. „Endlich einmal wieder ein Festtag!“ quittiert Gersdorff den Empfang. „Wie ein Verschmachtender stürzte ich den ganzen Trank dieser ergreifenden Weiherede auf einmal herunter. Es wird einem wohl und wehe dabei zumute. Auf Wiedersehen in Walhalla! Und daß keiner fehle!“ Inwiefern die anbrechenden Festtage den Teilnehmern des Nietzsche'schen Kreises Erfüllung und wie weit Enttäuschung brachten, findet man im 15. Kapitel der Biographie anschaulich geschildert. Als an ein schönes Beispiel, wie Nietzsche unliebsame Situationen erst scheinbar willenlos erduldet und dann aber plötzlich mit einem kühnen Freiheitsimpulse durchbrach, soll hier nur an seinen zehntägigen Abstecher in den Böhmerwald mitten aus der Bayreuther Verpflichtung heraus erinnert sein. Dort in den Wäldern von Klingenbrunn schrieb er die „Pflugschar“ auf, das erste Behältnis seines innern Umschlages, die Keimschrift, aus der um Jahre später „Menschliches, Allzumenschliches“ hervorgegangen ist. Als er, mit der gesteigerten Empfind-

lichkeit des Produktiven, in die geräuschvolle Umgebung zurückkehrte, fing er mit dem mißtrauischen Eifer des noch nicht als solchen erkannten Neuerers und Abtrünnigen seine eigenen Anhänger auf die Stichhaltigkeit ihrer Treue zu sichten an. Einen der ihm ergebenen Musiker nahm er in ein peinliches Verhör und überhäufte ihn mit unleidlichen Vorwürfen. „Sie sind flug“, so etwa beschuldigte er ihn, „offenbar sehr flug, und besonders scheint Ihnen das Bestreben eigen zu sein, andere Menschen unversehens zu Brücken für Ihre Zwecke zu machen. Wenn Sie dabei Glück haben, beweist das noch gar nicht das Gegentheil. Erinnern Sie sich bloß an die Eidechsen bei Chamfort — les lézards qui à ramper n'ont gagné que de perdre leur queue! In dieser Klugheit sind Sie denn auch so flug, eine Gesinnung zu haben und ehrlich zu sein und hängen denn auch mit solcher Gesinnung an der Sache Wagners, weil sie du jour ist. Sie werden niemals in den Kreis der näheren Freunde Wagners Einlaß erhalten, denn dieses Mißtrauen geht Ihnen überall nach. Eizt ist empört über Sie, desgleichen Hans von Bülow.“ — Der also Überraschte versuchte zunächst die mit untergelaufenen notorischen Mißverständnisse zu beseitigen; im übrigen hielt ihn die instinktive Rücksicht auf Nießsches Gesundheitszustand von einer persönlich heftigen Erwiderung ab. Er rief aber Zeugen auf und machte geltend, daß er niemals nach etwas anderem getrachtet habe als harmlos, das heißt: vor Not und materieller Gefahr geschützt leben, um in solchem Leben seine höheren Fähigkeiten betätigen zu können, und nur die viel höhere und wohl auch nicht unheilige Angst, vielleicht ohne Betätigung seines Besseren und Besten durchs Leben gehen zu müssen, habe ihn bisweilen in Unruhe und Fieber versetzt, aber keineswegs die Sucht nach persönlichen Vorteilen. Darauf versetzte Nießsche, wer zu ihm halte, wisse sich frei auch von solchem äußeren, wenn auch berechtigten Ehrgeiz: „Wir wollen eigentlich nichts mehr, meine Stellung ist in bezug auf Ehre keine, die zum Neide verlockt.“ Das bezog sich darauf, daß der Musiker im Begriffe stand, sich an einem deutschen Fürstenhofe ein Hof- oder Kammerprädikat zu erspielen, um nicht im Kleinverdienst und Stundengehen zu ersticken. Er hielt das Nießsche entgegen: „Solange ich als Metier mein Instrument spielen muß, habe ich diesen Art Ehre durchaus nötig. Das ist nicht wahr, daß Ihre Stellung und die Ihres Freundes Overbeck nichts Neidliches hat. Ordentlicher Professor an einer Universität zu sein, ist in aller Augen,

Wagners Sache
„du jour“

auch in meinen, immerhin das höchste Lehramt, das eine Nation zu vergeben hat. Ein Universitätslehrer kann sich mit dem Gefühl trösten, daß er nützt und einem wirklichen Bedürfnis dient. Ich aber lebe in dem Gefühl, einer Lüge zu dienen, der modernen Lüge des Unterrichts an Dilettanten, wobei nach meiner Überzeugung für die Musik blutwenig herauskommt. Und darüber geht dann verlustig, was man Wahres und vielleicht Großes wirken könnte. Gerät man darüber in Angst und streckt seine Hände wähennd und tastend bald nach der, bald nach jener Himmelsgegend, da mag es auch wohl so aussehen, als lasse man die Richtung, die man einschlägt, nicht von der Magnetnadel, sondern von der Windfahne bestimmen. Soll ich nun statt eines Künstlers von Ruf bloß ein provinzialer Musiklehrer sein, so ist das für einen Mann wie ich bin, nicht auszuhalten, diese soziale Stellung ist zu scheußlich und untergeordnet.“ — Daraufhin zuckte Nießsche die Achseln: „In den Tagen von Bayreuth sollte man von Rechts wegen das private Saitenspiel zerschlagen. In dieser Zeit noch Virtuose!“ — „Zugegeben, ein parfümierter Salonheld!“ erwiderte der andere, „bei mir aber bitte ich nicht zu vergessen, daß ich Beethoven spielen kann, und der ist auch nach Bayreuth nicht überflüssig. So gehen Sie doch und raten Wilhelmi, er solle seine Geige an den Nagel hängen, wenn er in Bayreuth seine Stimme brav und schön gestrichen hat. Ich habe der Sache Wagner gar nicht in dem Sinne treu zu sein, wie man einer Sache treu bleibt, der man einmal beigetreten ist; ich bin völlig von innen heraus und mit natürlicher Notwendigkeit in diese Sache hineingewachsen, und wenn ich dem Zwange unterlegen bin, in letzter Zeit mich dafür nicht rühren zu können, so müßte ich doch alles, was ich von Natur bin, auf den Kopf stellen können, um ihr fremd oder untreu zu werden.“ — — — Dieses übrigens vorübergehende Zerwürfniß Nießsches mit einem seiner Verehrer war hier zu erzählen, weil es zweierlei lehrreiche Einblicke in seinen Charakter eröffnet. Er konnte zweifellos zu weit gehen und sich zu einer Ungerechtigkeit hinreißen lassen. Aber sein Irrtum war von einer höchst merkwürdigen Art, eine Sünde der vollendeten Vornehmheit. Im Augenblick, wo er innerlich Wagner den Rücken kehrt, ereifert er sich gegen einen seiner Freunde aus dem Argwohn heraus, jener werde Wagner untreu werden. Wo der Plebejer unwillkürlich sich über den Bundesgenossen des eigenen Abfalls gefreut hätte, wacht Nießsches Seele noch mit eifersüchtiger

Treue an Wagners Tür, durch die ihn sein Verstand und seine ehrliche Erkenntnis bereits über die Schwelle hinausgeführt hatte.

Noch mehr als aus der Gelegenheitschrift „Richard Wagner in Bayreuth“ kommt Niebsches Respekt und Verständnis für Wagner an den Tag in den nachgelassenen „Gedanken über Richard Wagner, Musik und Bayreuth“ aus den Jahren 1874—1878. Alle Kritik an Wagners Stil und Tendenz lassen Niebsche doch nicht blind sein an Wagners Größe, die ihm besonders im rhythmischen Sinn zu liegen schien. (Taschenausgabe Bd. 4, S. 432): „Die Anlage jedes Wagnerschen Dramas ist von einer Einfachheit, die noch größer ist als die der antiken Tragödie; und dabei ist die dramatische Spannung die höchste. Dies liegt in der Wirkung der großen Formen, ihrer Gegensätze, ihrer einfachen Bindungen, das ist das Antike an dem Bau dieser Dramen. Die Spannung beruht auf den Höhenverhältnissen der Leidenschaften, niemals auf dem Effekt des neuen und überraschenden Schauspiels. Ich wünschte mir den Grad von rhythmischer Augenbegabung, um über das ganze Nibelungenwerk in gleicher Weise hinschauen zu können, wie es in einzelnen Werken mir mitunter gelingt.“ Der Rückschlag in Niebsche gegen Wagner machte sich, ohne diese Anerkennung der künstlerisch konstruktiven Vorzüge in Abrede zu stellen, vor allem auf psychologischem Gebiete geltend, und da nun die ungeheure Enttäuschung: „Ich will es nur gestehen: ich hatte gehofft, durch die Kunst könne den Deutschen das abgestandene Christentum völlig verleidet werden.“ (Nachlaß 1878, S. 31.) War somit Niebsche an Wagners Kunst schließlich gescheitert, um für sich selbst frei und weise zu werden, so bleibt auch an diesem Abfall bewundernswürdig die Art, wie er damals und bis zuletzt gerecht zu bleiben sich bemühte und dies zu sein bei aller Strenge oft inmitten der Leidenschaft fertig brachte. „Mir ist sehr lieb,“ sagte er zum Freiherrn von Seydlitz am 17. Juni 1878, als dieser ihm von einem Besuche in Wahnfried berichtete, „mir ist sehr lieb und erwünscht, daß einer meiner Freunde Wagner Gutes und Freundliches erweist: denn ich bin immer weniger imstande, ihm (so wie er nun einmal ist — ein alter unveränderlicher Mann) Freude zu machen. Dies tut mir wehe genug. . . Wüßte er übrigens was ich alles gegen seine Kunst und seine Ziele auf dem Herzen habe, er hielte mich für einen seiner ärgsten Feinde — was ich bekanntlich nicht bin. Ich beziehe mich dabei auf meine

Niebsches Gerech-
tigkeit gegen Wag-
ner

Ansichten über Moral und Kunst, die das Härteste sind, was mir der Wahrheitsinn bis jetzt abgerungen hat."

Kelnerlei, „Bruch“
mit Wagner

Zu einem äußeren Bruch mit Wagner kam es damals nicht. Vielmehr bewegten sich für die nächste Zukunft die Pläne in gleicher Richtung; beide hatten einen Winteraufenthalt in Süd-Italien ins Auge gefaßt, und es war mit der Möglichkeit zu rechnen, an einem schönen ruhigen Orte einen ungestörten Austausch vor sich zu haben. Wagner schrieb an Nietzsche zu Anfang des Festsommers (Biographie II, S. 238): „Ist dieser Unsinn vorüber, so gedenke ich mich ellenlang auszustrecken, vermutlich in Italien, wo ich mich mit Weib und Kind auf einem amerikanischen Marsche zu wälzen beschloßen habe.“ Und Nietzsche schreibt an Gersdorff genau zur selben Zeit (26. Mai 1876, Briefe I, S. 236): „Daß ich vorhabe vom Oktober an auf ein Jahr nach Italien zu gehen, einer Einladung der besten Freundin der Welt, Fräulein von Meyßenbug, folgend. Noch habe ich nicht die definitive Erlaubnis der Behörden dazu, aber sie wird mir wahrscheinlich zu teil werden, zumal ich aus freien Stücken (um ein so kleines Gemeinwesen nicht zu belasten) auf meinen ganzen Gehalt für diese Zeitdauer verzichtet habe. Freiheit! Du glaubst nicht, wie voll ich immer die Lungen nehme, wenn ich daran denke!“ — Schon um die Osterzeit hatte er sich gegen Rohde enthusiastisch über Fräulein von Meyßenbug geäußert (Briefe II, S. 519): „Kennst Du Longfellows Gedicht ‚Excelsior‘? Und hast Du die eben erschienenen drei Bände ‚Memoiren einer Idealistin‘ gelesen? Ich bitte Dich sehr darum, es zu tun. Es ist das Leben unserer herrlichen Freundin Fräulein von Meyßenbug, ein Spiegel für jeden tüchtigen Menschen, in den man ebenso beschämt als ermutigt blickt: ich las lange Zeit nichts, was mich so innerlich umdrehte und der Gesundheit näher brachte. Wir haben ja Verschiedenes diesen Winter zu tragen gehabt, aber was mir so wohlthat, wird auch Dir wohlthun, bei aller Verschiedenheit der Naturen und der Leiden. Overbeck hat es seiner Braut vorgelesen: nach jeder Sitzung, erzählte er, seien sie in neue Begeisterung und Ergriffenheit ausgebrochen. Es ist etwas von der höchsten caritas darin.“

Der Winter in
Sorrent

So kam es zu dem Winter in Sorrent. Der eine der Begleiter war Rée. Er schrieb an Overbeck von seinem väterlichen Gute Stibbe bei Tütz in Westpreußen am 21. Juni 1876: „Lieber Herr Professor! Sie müssen mir erlauben, Sie durch einen Brief zu inkommodieren, obgleich wohl Kunst und Leben sie gerade in die-

ser Zeit aufs höchste beschäftigen mögen, — die Kunst durch die Proben in Bayreuth, und das Leben durch ihre bevorstehende Verheirathung. Ich will also kurz sein. Schon vor ziemlich langer Zeit schrieb ich an Nietzsche, und da er bis heute nicht geantwortet hat, so fürchte ich, daß er krank sein möchte, oder, wie ich hoffe, durch Bayreuth beschäftigt. Bitte, haben Sie die Güte, mir mitzuteilen, wie es bei Ihnen steht. Ich selbst rücke mit meiner Arbeit nur langsam vor; der Teufel mag wissen, was schließlich daraus wird!“ Diese Anfrage an Overbeck war wohl der erste Anstoß zur Übereinkunft für den Sorrentiner Winter. Nietzsches anderer Gefährte wurde ein blutjunger Student der Rechte, Albert Brenner aus Basel, „ein sehr fähiger und früh gereifter (weil früh leidender) Schüler“, wie ihn Nietzsche schon das Jahr zuvor nannte. (Briefe I, S. 341.) Dessen Privatbriefe bilden eine wertvolle Quelle für jene Zeit.

Es geht aus diesen spontanen Zeugnissen hervor, daß Nietzsche seinen Traum von einem klösterlichen Zusammenleben, wenn auch nur ein halbes Jahr lang, verwirklicht sah. Von dieser Zeit an hat er einen Rang- und Gradunterschied gemacht zwischen philosophischen und sozusagen profanen Geistern; von dieser Zeit an datiert auch bei ihm der Ansatz zu einer neuen Kastenordnung, die, selber noch weit entfernt von dem Kontrast zwischen Herren- und Sklavenmoral, doch schon zwischen Zwangsarbeit und Freiarbeit unterschied und dem sozialistischen Begriff des idealen Arbeiters den individualistischen des idealen Müßiggängers entgegenstellte. (Menschliches, Allzumenschliches I, Aph. 282—291.) Es beweist gar nichts gegen das vollkommene Gelingen der Tage in Sorrent, wenn Nietzsches Schwester nun hinterher einschränkende und bedauernde Äußerungen über jene Zeit aus seinem Munde bekannt gibt (Briefe III, S. 528—533). Es liegt hier eine der wenigen festen Erfahrungen in Nietzsches Leben vor, die nicht gleichbedeutend war mit einer Enttäuschung und gescheiterten Hoffnung. Wohl war für ihn selbst ein Erlebnis, das ihm gestattet hätte wunschlos zu sein, durch die Intensität seiner darüber hinausstürmenden Empfindung alsbald ausgelaugt, um, soviel Mark daran war, in Erkenntnistoff umgesetzt zu werden; Nietzsche kam es da auf die eine oder andere Undankbarkeit nicht an, da er ja nie sich zufriedengeben durfte, unendlich und grenzenlos wie sein Sinn gerichtet war. Aber er, den das Gefühl der Einsamkeit später beinahe oder vielleicht auch mehr als nur

Eine Nichtent-
täuschung in
Nietzsches Leben

beinahe umbrachte, hat doch die Möglichkeit einer „Vereinigung freier Geister“ einmal ausprobieren können — eine Seltenheit, wenn man bedenkt, wie wenig sonst das Leben seine weltfremden Pläne bestätigte.

Albert Brenner über den Winter in Sorrent
1876/1877

Mitteilungen aus Briefen an seine Familie²²

Genua, Freitag abends, 20. Oktober 1876

Meine Lieben!

Reise über
Genua, Livorno
und Neapel



Heute um vier Uhr bin ich müde hier angekommen, habe aber dennoch ein bißchen herumspaziert in den abendlichen italiänischen Gassen und durch sie mein Heimweh gemildert. Von Turin aus fuhr ich mit einer liebenswürdigen jungen Bürgerfamilie aus Genua, und mit zwei edlen jungen Soldaten. Ich bin froh, gleich solche gute Italiänerseelen getroffen zu haben.

Ich traf also Nietzsche in Genf im Hotel de la Poste. Abends 9 Uhr reisten wir weg: Rée kam nicht mit. Er reiste erst diesen Morgen fort und kommt hierher nachts zwölf.

Morgen werden wir per Schiff nach Neapel, wenn die See nicht gar zu hoch geht.

Heute morgen (Samstag)

Gestern war ich so müde, daß es nicht mehr mit Schreiben ging. . . . Heute werden wir wohl wegreisen, wenn Nietzsche nicht noch zu sehr Kopfweh hat. . . .

Postkarte mit Poststempel von Livorno, 24. Okt. 1876:

Nur in Eile. Bin in Livorno mit Schiff gelandet; fahren weiter nach Neapel. Schwerer Kopf und müde vom Schaukeln.

Neapel, 26. Okt. 1876

Meine Lieben!

Von Livorno habe ich eine Karte in aller Eile mit Bleistift geschrieben. Ob sie wohl angekommen ist? Die Seefahrt von Genua bis Neapel lief prachtvoll und billig ab. Denkt Euch, nur 45 Frs. 2. Kl. von Genua—Neapel, sehr gutes Essen mit einbegriffen. Am letzten Tage war etwas Sturm. Einer und eine nach den andern

verschwanden vom Mittagstische; zuletzt blieben nur noch der Kapitän, Steuermann, ein Italiäner und ich. Auch Niehsche hielt lange aus. Ich habe kein bißchen Seekrankheit empfunden; nur hatte ich Schwindel, als ich beim Essen aufrecht sitzen mußte und das Schiff auf und ab ging. Um 1 Uhr gestern nachts (Mittwoch) kamen wir im Hafen an, und waren töricht genug noch nach Neapel zu wollen, statt im Schiffe zu bleiben. So kamen wir denn in eine enge Barke, die 4 Hafenleute ruderten. Es war so ziemlich stichdunkel, nirgends ein Laut mehr, nur hie und da einige unverständliche Worte der verdächtigen Ruderer. Ich fing an Gespenster zu sehen und hielt meinen Dolch gezückt unter dem Bravomantel, den Zylinder auf dem Haupte, dessen Eleganz ich in die Tiefe des Hafens verwünschte. An einem ganz abgelegenen Häfchen, wo kaum mehr Licht schien, landeten wir. Einige Strandsoldaten kamen, die Räubern gleich sahen und ein Trinkgeld verlangten. Sodann teilten sich die 4 Ruderer in unsere zwei Gepäcke und zogen die öde Straße entlang nach dem Chiata-mone, pension allemande, wohin wir wollten. Niehsche, Rée und ich mußten die Gepäckträger beaufsichtigen: sie liefen in einer Distanz von etwa 20 bis 30 Schritte entfernt voneinander. Ich dachte kaum, daß sie uns richtig führten, sondern daß wir in irgend eine abgelegene boutique entführt würden — ich hatte aber dabei wirklich mehr Neugier als Angst, auch stille Ergebung — da aber mein Mantel etwas räuberartig flatterte, wir alle auch doch etwas hohläugig und hergenommen, also immerhin unheimlich ausfahen, so kamen wir glücklich an.

Frl. v. Meyßenbug ist hier. Sie hat für alles aufs beste mit vieler Anstrengung gesorgt. Morgen gehen wir nach Sorrent, das wir nun doch wählten. Sie läßt Euch aufs herzlichste und angelegentlichste grüßen; das Wiedersehen war sehr schön. . . .

Wir sind etwas in Neapel herumgefahren. . . .

In Genua mußten wir 3 Nächte bleiben. Ich habe aber nichts von Genua gesehen: wir waren alle ganz erbärmlich müde. . . .

Sorrento, 1. Nov. 1876

Meine Lieben!

Vor wenigen Tagen sind wir alle hier eingezogen. Ich schrieb Euch nicht sogleich am ersten Tage, da ich mich doch zuerst auch umsehen wollte. — Wir haben noch an demselben Abend, da ich Euch den Brief von Neapel aus sandte, eine Wagenfahrt um

Frl. v. Meyßenbug

ganz Neapel herum beim prächtigsten Abendscheine gemacht! und da allerdings ward Neapel ein Wunder. — Den andern Tag fuhren wir bis Castellamare bei sehr schönem Wetter, und von dort mit einem Wagen in $1\frac{1}{2}$ Stunden nach Sorrent immer der Straße entlang, welche gerade über dem Meere läuft und vor der Sonne bis Mittag durch die hohen, überhängenden Felsen geschützt ist.

Hier fanden wir das von Frä. v. Meyßenbug gemietete Haus. Wir wohnen etwas abseits von Sorrent, in dem Teile, in welchem nur Gärten und Villen und Gärtnerhäuser liegen. Dieser ganze Teil ist wie ein Kloster. Die Gassen sind eng und werden durch zu beiden Seiten fortlaufende doppelt mannshohe Mauern gebildet, über welche sich Orangenbäume, Zypressen, Feigenbäume und Traubengirlanden erheben und den blauen Streif Himmel recht schön einfassen. Da die wenigen Häuser meistens innerhalb der Mauern liegen, so kommt man sich wie in einem Labyrinth vor. Es sind richtige Mauleselgänge.

Sorrent selbst ist eine Viertelstunde lang. Mitten in der Stadt bei der „Piazza“ liegt eine Brücke, die über eine tiefe romantische Schlucht führt. Eine kleine Marine liegt unten in dem Städtchen. Es scheint auch Aristokratie hier zu wohnen. Das wird man wohl alles nach und nach sehen.

Villa Rubinacci

Wir selbst wohnen in einer „Villa Rubinacci“. Die eine Seite geht auf das volle Meer, Insel Ischia, Neapel und Vesuv. Dies alles kann man den ganzen Tag in jeder Beleuchtung sehen. Auf der andern Seite sehen wir in eben einen solchen engen Mauleselweg. Ein kleiner Orangenhain trennt uns vom Meere: vom Haine aus muß man noch beinahe senkrecht hinuntersteigen, da Sorrent auf einem Felsen liegt.

... Heute ist gerade Festtag und zugleich der erste Herbsttag, obschon noch alles grün ist und bleibt und noch keine Strohteppiche gelegt sind. Meine Fenster sind offen, während ich dies schreibe.

Wir haben zwei große Terrassen, die auf das Meer und die Berge gehen. Das Haus ist jedoch nicht nur verhältnismäßig, sondern überhaupt billig; nicht elegant: solche Villen haben z. B. nicht so gute Tapeten wie wir zu Hause, den Boden von glacierte Stein und Terrassen hat jedes Bauernhaus.

Um 8 Uhr trinken Niehsche, Dr. Kée und ich den Kaffee. Um 1 Uhr essen wir und dann wieder um 7 Uhr und gehen zeitig zu Bette. Bis zum Städtchen haben wir eine kleine Viertelstunde;

ich gehe alle Tage 2—3 mal hin: dadurch sieht man einen nicht immer für einen Fremden an, es bildet sich eine Art Vertraulichkeit und Heimischsein . . .

Sorrento, 11. Nov. 1876

. . . . Wagners sind vor 4 Tagen nach Rom gereist; wir waren etwa ein halbdutzendmal bei ihnen zu Gaste. Sie waren also alle hier mit ihren Kindern. Wagner war sehr vergnügt, spielte mit seinen Kindern und freute sich der schönen Gegend.

Zusammensein
mit Wagner

. . . Hier ist es nun auch kalt. Doch gehe ich jeden Morgen ans Meer, und nachmittags wenigstens 2—3 Stunden spazieren mit Nießsche. Nießsche befindet sich nicht besonders gut. Viel Kopfweh und Unwohlsein. Doch diktiert er mir jeden Tag eine Stunde. . . .

Einstweilen ist hier noch alles ausgestorben. Was Bedeutenderes ist, ist nach Neapel und kommt im Januar oder Februar wieder zurück. Doch mache ich mich in Sorrent bekannt: die Sprache hier ist für den Anfang etwas schwierig. . . .

Sorrento, Sonntag. November 1876

Meine Lieben!

Ich komme eben von einem Ausfluge auf die Felshöhen von Sorrent zurück. Um 5 Uhr geht hier die Sonne fort. Die letzten Tage, so etwa acht Tage, regnete es mit Ausnahme weniger Stunden jeden Tag. Die Goldorangen werden immer goldener. Vor drei Tagen sind unsere Koffer, alle und alles in gutem Zustande, hier angekommen. Daß es so lange dauerte, schadete nichts. Wir haben dadurch gesehen, daß man immer viel zu viel mitnimmt auf Reisen und mit sehr wenigem auskommen kann.

Die Lebensweise ist noch immer dieselbe: Morgens 7^{1/2} Frühstück, 9—10 diktiert Nießsche (aber keine neue Schrift), 10—11 Spaziergang, 11—12 Pandekten. Bis 3 Uhr Mittagessen mit Siesta. Bis 5 Uhr spazieren, oder wenn es regnet, arbeiten. . . .

Die klösterliche
Lebensweise

Sorrent, 4. Dezember 1876

. . . Um eines beneide ich Euch in Basel, nämlich um Eure Uhren. Vor allem geht hier in Sorrent keine einzige und die Sorrentiner selbst sind zu träge, ihre Taschenuhren aufzuziehen. Wenn wir vier endlich einmal unsere Uhren nach einer Zeit gerichtet

haben — etwa nachdem ein Bote egyptisch in Neapel nachgeschaut hat —, so zeigt des andern Tags jede unserer Uhren wenigstens 10 Minuten Unterschied von den andern, so daß es unmöglich ist, Flug zu werden, wessen Uhr vor oder nach geht.

In Pandekten und Institutionen rücke ich täglich mit vermehrtem Interesse weiter.

Jetzt ziehen Pfifferari herum mit ihren Dudelsäcken. Sie werden in jedes Haus gebeten, um vor dem Marienbilde des Hauses eine Messe zu spielen, wofür sie Geld und Speise bekommen. Nachts stehen dann alle auf der Piazza vor das öffentliche Muttergottesbild und pfeifen ihr gratis eine Dankmesse. Wenn dennoch einer der Umstehenden ihnen etwas gibt, so nehmen sie das für eine ganz besondere Gnade des Himmels an und weisen sie nicht ab.

Wir leben hier wie in einem Kloster.

Nießches gutes
Beispiel

Nießches, Dr. Rees und mein Zimmer stoßen aneinander. Jeden Morgen gegen 6 $\frac{1}{2}$ Uhr stehe ich auf. Dies verdanke ich Nießchen, der mich auftreibt. Freilich würde ich es einem von Euch Dreien ebenso gut zu verdanken haben, aber da ich Euch fern bin, so ist es doch gut, wenn so jemand da ist. Das macht wohl auch viel aus, daß ich mich gesünder fühle und daß wir zu Dreien aufstehen, spazieren gehen und frühstücken. Zusammen geht alles viel besser, und in einer Kaserne hält man wohl aus, was allein zu tun unerträglich wäre. . . .

Sorrento, 19. Dezember 1876

. . . . Letzte Woche machten Nießche und ich jeden Vormittag einen Lauf von 3 Stunden, und zwar keinen geringern, als über die hohen Berge hinter Sorrent an den Golf von Salerno. Die Landschaft ist dort ganz anders: Sonnenschein, das Meer blauer, mildere Lüfte, weiße und rote maurische Häuser, ägyptische Menschen und

„Falter fliegen im Sonnenstrahl“.

Heute ist es warm. Ich habe noch keinen Tag die Fenster geschlossen gehabt. Wir waren von dem Laufen doch etwas sehr angestrengt und unterlassen es jetzt, da die Häuser anfangen zu kalt zu werden.

Sonst arbeite ich täglich mein Pensum ab. . . .

Letzten Mittwoch war ich an einem schönen Kirchenfest im nächsten Dorfe für alle schwangeren Frauen. Sogar von Neapel

kamen sie in ihren Karossen. Den ganzen Tag hindurch war herrliche Kirchenmusik und Gesang: 8—11 und 2—6. Das hinderte natürlich nicht, daß in den Seitengängen gepredigt wurde und die Menge aus- und einströmte. . . .

Hier ist alles Bettler und Dieb. Die Wäscherin, wenn ich ihr nicht wie ein Polizeidiener auf die Finger sehe, betrügt mich, wo sie kann, und ist teurer wie in Rom.

Abends liest Dr. Rée vor. Er hat bereits Vorlesungen über Geschichte (nachgeschriebene) von Jak. Burckhardt und Thukydides gelesen. Jetzt lesen wir Platos Gesetze, von denen ich manches für mein Jus lernen kann. . . .

Rée's Abendvorlesungen

Sorrent, 27. Dez., Mittwoch 1876

. . . . Ihr wißt, daß am 21. Dez. mein Geburtstag war. Nun habe ich das Amt, jeden Mittag zu verkünden, am Tische: „Heute ist (3. B.) Montag, der 23. Nov. 1876.“ Ich verkündete also auch am 21. Dez. Jahr und Datum, ohne daran zu denken, daß mein Geburtstag sei. Nach dem Essen klopft es. Frh. v. M. schließt die Fensterläden, daß es stichdunkel wird. Wir alle sind erstaunt und fragen: „Was ist? Mein Gott!“ Da öffnet sich aber die Türe, ein Lichtstrahl fällt auf uns, in welchem Trina hereintritt, eine von brennenden Kerzen umkränzte Torte leicht und elastisch auf der einen Hand vor sich her tragend. — Nun war alles klar! Für uns drei Herren war es eine Überraschung. Wir zählten die Kerzen: es waren 20 (zwanzig). Der Kuchen war sehr gut. — Das war doch sehr hübsch von Frh. v. Meysenbug.

Die Situation hier hat eigentlich viel Komisches. Wir drei haben unsere Zimmer also nebeneinander. Aber wenn die andern hinaus wollen, müssen sie durch mein Zimmer, wenn ich aber auf den Abtritt will, muß ich durch die der beiden andern. Jedes von den Zimmern hat wenigstens 4 (vier) Türen, die schlecht schließen.

Morgens 6 $\frac{1}{4}$ Uhr ist es noch ganz still im und um das Haus; nur die Türen zittern im Winde. 6 $\frac{1}{2}$ Uhr läutet es in der Kapelle neben uns in kläglichem Jammertone. Bald darauf ruft eine Stimme:

Die Morgenstunde

„Freund Brenner!“

Keine Antwort. Totenstille. Die Jammerge Locke wimmert von neuem. Stille. Nach einigen Minuten:

„Freund Brenner!“

Kleine Stille. Dann als Antwort „oh, oh, oh — — —“ Wieder Stille. Noch einmal laut:

„Freund Brenner!“

Peinliche Stille. „Was!? Ja! ich stehe auf!!“

Zu gleicher Zeit knallt es im dritten Zimmer von einem Streichhölzchen: Dr. Rée sieht auf die Uhr und verkündet laut die Zeit. Bald hört man in Nießches Zimmer das Platschen von Wassergüssen, und in den andern zwei Zimmern antwortet es in langen, aufeinanderfolgenden Echos.

Nach einer halben Stunden kommt der Barbier zu Dr. Rée und Nießche. Wir erwarten täglich, daß er einen Erstickenfalls bekommt; denn jeder Versuch, seiner Redseligkeit nur ein bißchen zu genügen, scheitert an der gänzlichen Sprachunkenntnis seiner Kunden. Er kann sich durch nichts Luft machen, als die Worte *buon' giorno* und *bell' tempo oggi*, ah, *cattivo tempo*. Diese drei Worte sagt er denn auch unverhältnismäßig oft hintereinander. So z. B. wenn er Rée bei der Nase nimmt, um die Oberlippe zu rasieren, fällt ihm eine Geschichte bei, die er erzählen möchte; zu gleicher Zeit fällt ihm aber bei, daß er nicht verstanden wird. Die verhaltene Geschichte würgt ihn, er wird rot im Gesichte und befreit sich durch drei- oder viermaliges „*buon' giorno*“, indem er weiter rasiert usw. usw. So vergeht die erste halbe Stunde jedes Morgens auf die nämliche Weise.

Weihnachten

Am Christabend steigen wir drei nichts ahnend in den zweiten Stock, den Salon, zur gewohnten Lesestunde. Wie wir die Türe öffnen, ist das Zimmer in einen Garten verwandelt, in welchem *Lampions* hängen. Und nun finden wir gar auf einem Tische Geschenke. Rée erhielt einen sehr schön geschnitzten Spiegel — Nießche eine feine seidene Sorrentiner Hauskappe und einen Fächer — und ich einen schönen seidenen Regenschirm mit [einem] Verse.

Heute ist es kalt. Die Bettler sind alle in ihren warmen Höhlen und die „Piazza“ steht entvölkert, ein Spielfeld des Windes. Ich ging aber doch in die Berge und gelangte auf abschüssigen, steinigen Pfaden in ein kleines, einsames Felsental. Zu beiden Seiten stehen schroffe, rötliche Felsen, zwischen welchen ein Wasser in unzähligen kleinen Fällen über Felsblöcke stürzt. Auf den Felsen stehen zarte Olivenbäume, welche ein Sonnenstrahl gerade glitzern machte. Wölkchen jagten eilig über den Streifen blauen Himmels. Dürre Blätter flogen wie Vögel im Winde zwischen den

felswänden hin und her. Und nun hörte ich gar noch einen Mädchenschrei von oben, und ein feines blau-weißes Tuch flatterte hinunter, von Winden sorgsam über das Wasser getragen und gerade zu meinen Füßen. Ich legte es an sichtbarer Stelle nieder und einen Stein darauf, damit es nicht fortfliege . . .

Sorrent, 30. Januar 1877

. . . . Nun zur Beantwortung Deiner Fragen:

Morgens 8. Uhr. Dr. Rée, Nietzsche und ich zum Frühstück, bestehend aus

Kaffee und Milch, weiches Ei, Brot und Butter.

Mittags 1 Uhr. Alle vier zu

1. Suppe.
2. Zwischenplatte aus Klößen oder Koteletten oder Fisch oder Makkaroni oder Hirn und Leber immer mit Salat.
3. Rind- oder Kalbsbraten oder Hühner, Gans . . . [unleserlich], Huhn, Truthahn mit Kartoffeln und Rüben oder Blumenkohl.
4. Feigen und Äpfel.
5. Ausnahmsweise jeden Donnerstag und Sonntag noch ein Kuchen.

Nachts 7 Uhr.

Fleischbrühe mit Ei, Schinken, Risotto oder Polenta mit Fleisch, zuck. Pfannkuchen aus Reis oder Gries oder Mehl oder Gelatine oder Orangensalat an Malagasaucen. Dann Tee.

Hie und da auch zu besonderer Feier:

Punsch.

Diese Dinge kehren also täglich zu bestimmter Stunde wieder.

Thermometer gibt es hier nicht. Aber ich glaube, wenn es ganz kalt ist, so ist es 4° über 0.

An Weihnacht hatten wir keinen Tannenbaum, aber drei befränzte Orangenbäume mit Lichtern.

So geht alles hier in den Mauleselwegen seinen stillen Gang . . . Wenn mir Tante Lotti ein deutsches altes Neues Testament (nicht Alt und Neues Testament) unter Kreuzband schicken könnte, wäre ich froh . . .

Sorrent, 4. März 1877

Meine Lieben, ich schreibe diesen Brief mit eiskalten Fingern und Nase, die einzigen, welche unbedeckt sind. Es ist in den letzten zwei Tagen unerhört kalt geworden: Wind, Schnee, Sturm, Eis.

Das Menu

Die Lektüre
des neuen
Testamentes

Doch wird morgen schon nichts mehr von allem da sein. Das Wetter ändert rasch. Aber ihr solltet die Sorrentiner sehen! Ich versichere Euch, wir Nordländer werden uns nie einen so recht vollen Begriff von dem Bilde eines frierenden Menschen machen können, ohne einen Italiäner im Winter gesehen zu haben. Es schauert alles an ihm, das Gesicht zittert so, daß man nichts erkennen kann und die Augen gleichsam im Gesichte herumlaufen und ein härziges Gesicht ganz Bart wird, wie ein Kreisel mit roten Pünktchen, rasch gedreht, ganz rot erscheint. Die Bettler lassen sich nicht mehr von den anständigen Menschen unterscheiden: alle stehen gleich da, zitternd und mitleiderregend und murmeln etwas mit dem Munde, wahrscheinlich um den Zähnen warm zu machen. Der Wind ist so scharf, daß die Landschaft meinen Augen wie ein gemaltes Eisblumenbild erscheint . . .

Wir sitzen um das Kamin und ich habe das Geschäft, mit einem großen Fächer die Rauchwolken zurückzudrängen, wenn gerade ein Windstoß sich in das Kaminloch verirrt.

Die Erbauung der
Angläubigen

Dr. Rée liest nun schon das fünfte Geschichtsbuch (Rankes Geschichte der Päpste) vor. Im Neuen Testament sind wir schon bald mit Matthäus fertig. Wir sind immer von neuem gerührt. Das Neue Testament hat wohl selten Angläubigen so viel Freude und Erbauung gegeben. Wir wundern uns auch über den trefflichen Unterricht, den man in der Religion erhält: denn für uns alle kommt nichts Neues darin vor. So wird es wohl allen andern auch gehen.

Ich habe schon etwas vorausgelesen und vergleiche einzelne Kapitel der verschiedenen Evangelisten miteinander. Ich möchte Euch fragen, ob Ihr nicht auch findet, daß S. Lucas weitaus am besten erzählt, Matthäus am kindlichsten und Johannes die Erzählung beinahe ganz sein läßt und nur die Lehre gibt; oder aber, wenn er erzählt, so klingt es wie ein Gedicht. J. B. hat kein anderer ein so ausführliches Gebet am Ölberg wie Johannes. Dann sind schon die Anfänge der Evangelisten charakteristisch. Markus fällt mir bis dahin nicht besonders auf.

Die
pompeianischen
Wandgemälde
und Böcklin

. Letztlich waren wir in Pompei, das nur 1½ Stunden entfernt ist. Man bedauert, daß die Häuser nicht mehr so hübsch bemalt und mit Säulen verziert sind wie damals. Die Malereien sind außerordentlich hübsch; ungefähr so wie man jetzt malt: vollendete Technik. Die Pinselstriche Böcklins (und z. B. die Komposition der Fresken im Museum) haben uns sehr ähnlich geschie-

nen. Noch vieles schön erhalten. Keine so schaurige Stimmung wie in einer deutschen Ruine, mehr elegisch. In einem dunklen Keller noch das Geripp eines Toten, bei dem viele Geldtruhen gefunden wurden. Wohl ein Geizhals. Macht Eindruck.

Auf der Höhe in einer Halle noch eine alte Gewandstatue einer Priesterin, welche melancholisch über die Trümmerstadt auf das Meer schaut.

Die Landschaft hier gleichsam nur in Bildern, d. h. man sieht sie nur stückweise, entweder von zwei alten Säulen eingerahmt, oder durch irgend eine Öffnung eines alten Hauses, was natürlich immer überraschend und nachdrücklicher wirkt.

... Dies nur stückweise, wenn Ihr Euch ein ungefähres Bild machen könnt oder etwas von jener Stimmung Euch überkommt, die einen dort fortwährend begleitet, so wäre es mir lieb.

Auf dem Heimwege gräulicher Sturm; die Wellen bespritzten uns; wir mußten den Wagen aus dem Kot heben und stoßen. Wir waren alle wie die toten Pompeianer in unsere grauen Schale wie in Lava eingehüllt. Dann hallten wieder in Zimmern oder auf den Altanen die abgemessenen Schläge deutlicher und nachdenkend auf und ab gehender Menschen, bis die Kälte kam . . .

[In dem folgenden, vom 21. März 1877 datierten Briefe teilt Brenner seinem Onkel mit, er habe einige Novellen geschrieben, bittet aber, diese Nachricht streng geheim zu halten.]

... Zudem habe ich unter falschem Namen geschrieben und außer Frau Gonzaga [Marchesa Guerrieri-Gonzaga] und denen hier, welchen ich einiges vorgelesen habe und denen es außerordentlich gefallen hat, weiß Gott Lob und Dank niemand etwas von dieser Literarerei . . .

Ich werde in 12—14 Tagen nach Rom müssen . . .

Dr. Rée reist auch mit mir weg. Bald wohl auch Nietzsche. Die Kompagnie löst sich auf . . .

Brenners Novelle
in der „Deutschen
Rundschau“

Sorrent, 2. April 1877

... Also Nachricht von Rodenberg selbst, der also die Novelle „Das Bild“ von A. Nilson in die „Rundschau“ aufnimmt. Es ist eines der ersten Blätter, und ich kann von Glück sagen, daß es dort gleich ist aufgenommen worden. [Im 10. Heft des 3. Jahrganges der „Deutschen Rundschau“ [Juli 1877] ist die Novelle unter dem geänderten Titel „Das flammende Herz“ erschienen.]

Er [Rodenberg] spricht von Übersetzung: ich habe nämlich die ganze Geschichte im Tone der Spanier geschrieben, auch alles so eingekleidet, daß es wie eine Übersetzung klingt. Aber es ist natürlich alles meine eigene Erfindung. Man kann in ganz Spanien umsonst darnach suchen. Doch wissen er und Homberger [H. Homberger, s. J. in Rom, damals Mitredakteur der Preussischen gelehrten Jahrbücher in Berlin. Wie aus einer Bemerkung im vorhergehenden Briefe Brenners ersichtlich, hatte sich H. für dessen literarische Tätigkeit sehr interessiert] es jetzt natürlich, daß es eine vollkommene Originalarbeit ist . . .

Nietzsche als
Bruder vom
gemeinsamen
Leben



Die Hoffnungen, die Nietzsche auf den Aufenthalt in Sorrent gesetzt hatte, waren in Erfüllung gegangen. „Wir alle haben ein Haus zusammen und alle höheren Interessen überdies gemeinsam: Es wird eine Art Kloster für freiere Geister“, hat er im Herbst kurz vor der Abreise an seinen neuen Bayreuther Freund, den Freiherrn Reinhold von Seydlitz geschrieben und fortgefahren: „Dann kehre ich nach Basel zurück, es sei denn, daß ich irgendwo mein Kloster, ich meine die ‚Schule der Erzieher‘ (wo diese sich selbst erziehen) in höherem Stile aufbaue.“ (Briefe I, S. 385.) — Der Traum von dem außerchristlichen Freigeistkloster, der gleich bei seinem ersten Erscheinen während eines Sommeraufenthaltes in Glims auch seine greifbarste Gestalt angenommen hatte (Biographie II, S. 117 f.), verwirklichte sich aber später nie mehr; desto wichtiger waren die Tage von Sorrent für Nietzsche, weil er dort in zwangloser Weise und ohne vorbedachte Organisation eben doch so etwas wie eine freie Bruderschaft vom gemeinsamen Leben zur Wirklichkeit werden sah. Rée schreibt darüber an Overbeck (Sorrento, 10. Februar 1877): „... Zuvor einiges über Sorrent und seine Bewohner, da Nietzsche, wie er mir sagte, ziemlich lange nicht nach Basel geschrieben hat. Der Aufenthalt hier, mit seiner See- und Gebirgsluft, seiner Ruhe, seiner Abwesenheit geistiger Tätigkeit hat Nietzsche sehr wohl getan. Seit Ende Dezember bis heute sind nur zwei schlimme Tage gewesen, sonst recht gute, oder wenigstens keine schlechten. Allerdings ist das Leben auch sehr gut eingerichtet: viel Schlaf, etwas Vorlesen, gutes Essen, Spazierengehen wechseln miteinander ab. In der letzten Zeit hat freilich das eine Auge, welches bis jetzt noch erträglich sah, plötzlich eine Veränderung zum schlechten erlitten.

Doch meint Nietzsche selbst, daß es ein vorübergehender Zustand sei, was auch die Meinung Schieff's ist, dem er deshalb geschrieben hatte. Hoffen wir! Die Temperatur ist hier so milde, daß ich seit drei Wochen Meerbäder nehme, und man durch wollenes Unterzeug sich mehr gegen die Hitze, als gegen die Kälte zu schützen sucht. Wir alle leiden schon jetzt in Antezipation der Sehnsucht, welche uns ergreifen wird, wenn Deutschlands trüber Himmel wieder über uns hängt. Jedenfalls kein schlimmer Zustand, dessen Nichtsein man fürchtet! . . . " Ende März reisten Rée und Brenner nordwärts, dagegen hatte sich Baron von Seydlitz mit seiner Frau in der Nähe niedergelassen und war Nietzsche sehr nahe gekommen, wie sich aus den zahlreichen und sehr herzlichen Briefen ergibt, die der damals sonst sehr Schreibfarge in den Jahren 1877/78 an ihn gerichtet hat.

Was war nun die Frucht von Sorrent für Nietzsche? Wir wissen es: „Menschliches, Allzumenschliches. Ein Buch für freie Geister.“ Overbeck war offenbar der einzige von Nietzsches bisher nächsten Freunden, der nach der Lektüre nicht befremdet und bestürzt war. Burckhardts Lob über „das souveräne Buch“ war sicher mit Ironie vermischt und wollte verstanden sein: „Das Buch, das sich souverän vorkommt“ (Möbius, S. 52). Von den zwei Seelen, die in Nietzsches Brust wohnten, hatte bis jetzt das Theologenblut, das zum Dithyrambus drängte, überwogen. Dieses war es auch gewesen, was Nietzsches ersten Berufsjahren den Stempel eines universalen Erzieherwillens aufgedrückt hatte. Nun kam auf einmal das Gegenteil von Gläubigkeit, nun kam die Kritik bei ihm ans Ruder, und auch der Form nach wurde das langatmige, von einem gewissen Kanzelton getragene Pathos plötzlich abgelöst durch den Sektostil des Aphorismus. Wer aber darin eine so tiefgreifende Wandlung sah, von getäuschten Hoffnungen sprach und den Verfasser der ersten fünf Schriften nicht wiederzuerkennen meinte, nun — der bewies eben nur, daß er sich bis dahin noch gar nicht die Mühe gegeben hatte, Nietzsche, den ganzen Nietzsche sich rund herum anzusehen. Nur Overbeck war nicht überrascht; er hatte es nicht anders erwartet, als daß nun auch das Kritikerblut in Nietzsche sich regen würde, das ihm, dem zünftigen Theologen, von jeher ungemein sympathischer gewesen war, als eben Nietzsches Pfarrertemperament. Er gehörte also gar nicht mit zu den Erschreckten; ganz abgesehen davon, daß er durch seinen täglichen Umgang mit Nietzsche während fünf Jah-

Nietzsches angebliche Sinnesänderung

Sein ursprünglicher Drang zum Realismus

ren viel zu gut auf den Umschlag vorbereitet war, brachte ihm „Menschliches, Allzumenschliches“ Nietzsche persönlich näher; die Neigung, als Denker möglichst reinen Tisch zu machen, kann, so verstohlen sie auch vorhanden war, für einen halbwegs einsichtigen Gefährten von Anfang an nicht zu verkennen gewesen sein. Schon in Nietzsches Studentenpapieren finden sich Gedanken vom rücksichtslosesten Radikalismus (Biographie I, S. 351): „Das Ding, was die Philosophen Charakter nennen, ist eine unheilbare Krankheit. Eine imperative Ethik ist eine solche, welche mit Krankheits-symptomen zu tun hat. An dieser Grenze wird die praktische Ethik häßlich, ja konsequente Menschenquälerei.“ Der konsequente, vor nichts zurückschreckende Radikalismus ist es denn sicher auch gewesen, was ihm insgeheim an Stirner so sehr imponierte. Schon vor Basel wußte er genau, daß energisches Weiterfragen das naive Zutrauen zersetzte (Biographie I, S. 340): „Grenzenlos wie früher das Vertrauen, ist jetzt das Mißtrauen, und sittlich erscheint jetzt der Zweifel, wie es früher der Glaube war. Durch die Skepsis untergraben wir die Tradition, durch die Konsequenzen der Skepsis treiben wir die versteckte Wahrheit aus ihrer Höhle, und finden vielleicht, daß die Tradition recht hatte, obwohl sie auf tönernen Füßen stand. Ein Hegelianer also würde etwa sagen, daß wir die Wahrheit durch die Negation der Negation zu ermitteln suchen.“ So denkt und schreibt Nietzsche bereits 1867 bis 1868; sein Skeptizismus ist also zu der Zeit, da er an seiner Bessinnung in die Erscheinung tritt, seit mindestens einem Jahrzehnt in ihm vorbereitet.

Es war daher nicht von ungefähr, daß ihm der Verkehr mit Rée von nun an so viel wert wurde. Es war zwischen beiden ein Austausch auf gleichem Fuße. Rée schrieb Nietzsche als Widmung in sein Buch über den Ursprung der moralischen Empfindungen: „Dem Vater dieser Schrift dankbarst deren Mutter“. Nietzsche hinwiederum überreichte Rée „Menschliches, Allzumenschliches“ mit dem Geständnis: „Ihnen gehört's, — den andern wird's geschenkt!“ und fügte sogar hinzu: „Alle meine Freunde sind jetzt einmütig, daß mein Buch von Ihnen geschrieben sei und herstamme: weshalb ich zu dieser neuen Vaterschaft gratuliere! Es lebe der Rééalismus!“ (L. Andreas-Salomé, S. 119.) Es muß in diesem Zusammenhange die doch etwas gar zu systematisch betriebene Diskreditierung Rées durch Nietzsches Schwester festgestellt werden; sie schreibt in den Erläuterungen zum Briefwechsel

„Es lebe der Rée-alismus!“

mit Fräulein von Meyßenbug (1905, S. 529): „Besonders fiel ihm Dr. Paul Rée, trotz seiner wahrhaft rührenden Liebenswürdigkeit gegen ihn, auf die Dauer etwas schwer. Daß zum Beispiel Rée öfter annahm, er wäre mit ihm gleicher Ansicht, und dies auch ganz unbefangen gegen Malvida aussprach, machte ihn zuweilen ungeduldig, oder, wie er sich ausdrückte, ‚es verdroß ihn‘ . . . Schon die Annahme, daß Rée glaubte, in einem Teil der Meinungen mit meinem Bruder übereinzustimmen, stellte die Höflichkeit des letzteren auf eine allzustarke Probe, noch dazu Malvida dieser Ansicht Glauben zu schenken schien. Daß Rée nicht begriff, daß ein Gedanke, von meinem Bruder ausgesprochen, ganz andere Hintergründe und unendlich weitere Horizonte hatte, als wenn er, den Worten nach, etwas Ähnliches behauptete, wirkte manchmal geradezu peinlich auf das zarte Empfinden meines Bruders.“ Soll hier auf Grund angeblicher Aussagen von Nietzsche selbst jede Gesinnungsverwandtschaft Nietzsches mit Rée in Abrede gestellt werden, so ist Frau Förster in der Einleitung zum dritten Bande der Taschenausgabe um ein weiteres Mittel nicht verlegen, Einflüsse Rées auf Nietzsche überhaupt auf ein Hirngespinnst von Nietzsches Umgebung zurückzuführen (S. XXXIX): „Der Grund zu dieser seltsamen Idee ist ein rührend menschlicher: wir fanden nämlich die neuen Ansichten im ‚Menschlichen, Allzumenschlichen‘ eigentlich unsympathisch (alles Neue ist unbequem). Daß nun ein so geliebtes Wesen nicht von selbst auf so unangenehme Dinge gekommen sei, schien uns ein tröstlicher Gedanke, und so gaben wir im stillen Dr. Rée die Schuld — gerade wie man es täglich auf der Straße beobachten kann. Wenn ein Kind irgend etwas Unrechtes getan hat, so bricht die gereizte Mutter wie eine Löwin hervor und beschuldigt den bösen Nachbarsjungen der Verführung dazu. So wurde der arme Dr. Rée, der das wirklich nicht verdient hatte, zum ‚bösen Nachbarsjungen‘. Auch Richard Wagner trug zu dieser Verwirrung bei; er hatte von Anfang an eine Abneigung gegen Dr. Rée gehabt und schon in Sorrent zu meinem Bruder warnend gesagt: ‚An dem werden Sie nichts Gutes erleben.‘ Nun fand er seine Ahnung bestätigt und sprach dies auch anderen gegenüber aus. So bemächtigten sich die Antisemiten dieses Gedankens: Dr. Rée wurde zum bösen semitischen Prinzip, das den arischen treuherzigen Schwärmer Nietzsche zu spitzfindigen Reden verführt hatte.“ In der Tat hat man Nietzsche in Bayreuth den freundschaftlichen Umgang und

Die Antipathie
von Nietzsches
Umgebung
gegen Rée

wissenschaftlichen Austausch mit einem Juden als solchen schwer verdacht. Einige Jahre später wurde dies Overbeck durch Peter Gast ausdrücklich bestätigt (aus Venedig, den 12. Mai 1880): „Wie weit diese (antisemitischen) Insinuationen gehen können, bezeugt auch die Auslegung des Verhältnisses zwischen Nietzsche und Rée von seiten Richard Wagners, um welche Auslegung Sie, verehrter Herr Professor, wohl wissen? Diese Art kleinstädtischer Naivität hätte ich Wagnern wahrhaftig nicht zugetraut. Schweitzer hat vor einem oder zwei Jahren Wagners Ansicht von ihm selbst in Bayreuth gehört; Schweitzer schrieb mir damals, daß Wagner, in der Manier der deutschen Reformationspolemiker, zu ihm sagte: „Es gibt Wanzen, es gibt Käuse. Gut, sie sind da. Aber die brennt man aus. Die Leute, die das nicht tun, sind Schweine! (wörtlich).“ Die Tatsache der antisemitischen Antipathie des Wagnerschen Kreises gegen Rée sucht nun Frau Förster dahin zu drehen, als hätte es Rée nur dieser ihm angedichteten Eigenschaft des willkommenen Sündenbockes zuzuschreiben, wenn ihm überhaupt ein Einfluß auf Nietzsches Entwicklung zugesprochen wird. Ohne das konfessionelle Kainszeichen hätte überhaupt in Nietzsches Biographie kein Hahn nach dem Dr. Rée zu krähen; jetzt verdankte er es wenigstens seinem Judentume, daß man ihm immerhin eine verderbliche Wirkung auf Nietzsche in die Schuhe schiebe!

Die Frage nach
dem Wert

Durch derartige Winkelzüge wird vor allem der unwahre Schein geschaffen, als sei mit einer Anerkennung der Befruchtung Nietzsches durch Rée notwendig auch Blindheit gegen die durchgreifenden Talentunterschiede bei den beiden Freunden verbunden. Frau Andreas, in ihrer Eigenschaft als gemeinsame Freundin, hat mit jeder nur wünschenswerten Deutlichkeit die vergleichende Charakteristik durchgeführt (auf S. 120—122 ihres Buches): „Bei der Frage nach dem Wert schied sich die geistige Eigenart der Freunde. So hörte der eine da auf, wo der andere anfang. Rée, als Denker von schroffer Einseitigkeit, ließ sich durch solche Fragen nicht beeinflussen; ihm ging der künstlerische, philosophische, religiöse Geistesreichtum Nietzsches ganz ab, dagegen war er von beiden der schärfere Kopf . . . Während für Nietzsche die leidenschaftliche Verschmelzung des Gedankenlebens mit dem gesamten Innenleben charakteristisch war, bildete einen Grundzug von Rées geistigem Wesen die schroffe und bis zum äußersten gehende Scheidung von Denken und Empfinden. Nietzsches Genialität ent-

sprang dem lebensvollen Feuer hinter seinen Gedanken, welche sie in einem so herrlichen Lichte ausstrahlen ließ, wie sie es auf dem Wege der logischen Einsicht allein nicht hätten gewinnen können; Rées Geistesstärke beruhte auf der kalten Unbeeinflussbarkeit des Logischen durch das Psychische, auf der Schärfe und klaren Strenge seines wissenschaftlichen Denkens. Seine Gefahr lag in der Einseitigkeit und Abgeschlossenheit dieses Denkens, in einem Mangel an jener weitgehenden und feinen Witterung, die mehr Verständnis als Verstand verlangt; Nießsches Gefahr lag gerade in seiner unbegrenzten Anempfindungsfähigkeit und der Abhängigkeit seiner Verstandeseinsichten von allen Regungen und Erregungen seines Gemüts. Selbst da, wo seine jeweilige Denkweise momentan mit geheimen Wünschen und Herzenstrieben in Widerspruch zu geraten schien, schöpfte er doch seine höchste Erkenntnis kraft aus dem wilden Kampf und Widerstreit mit solchen Wünschen und Trieben. Rées Geistesart hingegen schien selbst dann noch jede Beteiligung des Gemütslebens an Erkenntnisfragen auszuschließen, wenn einmal das Erkenntnisresultat seinem individuellen Empfinden entsprach. Denn der Denker in ihm blickte überlegen und fremd auf den Menschen in ihm herab und saugte demselben dadurch gewissermaßen einen Teil seiner Energie aus, und mit der Energie den Egoismus. An dessen Stelle gab es in diesem Charakter nichts als eine tiefe, lautere, unbegrenzte Güte des Wesens, deren Äußerungen in einem interessanten und ergreifenden Gegensatz standen zu der kalten Nüchternheit und Härte seines Denkens. Nießsche aber besaß umgekehrt jene hochfliegende Selbstliebe, die sich selbst so lange in ihre Erkenntnisideale hinein verlegt, bis sie sich fast mit ihnen verwechselt und der Welt mit der Begeisterung des Apostels und Befehrsers gegenübertritt. — So lag hinter aller theoretischer Übereinstimmung der Freunde eine um so tiefere Verschiedenheit des Empfindens unter der Gedankenhülle verborgen. Was durchaus der natürliche Ausdruck der geistigen Eigenart des einen war, war für den andern der volle Gegensatz der seinigen; aber eben darum beiden dasselbe Ideal. Nießsche schätzte und überschätzte an Rée, was ihm selbst am schwersten fiel, weil eben für ihn in einem solchen Selbstzwang wieder die innere Bedeutung seiner Wandlung lag: „Mein lieber Freund und Vollender!“ nennt er ihn deshalb in einem Briefe, „wie sollte ich es auch aushalten, ohne von Zeit zu Zeit meine eigene Natur gleichsam in einem gereinigten Metall und

„Mein lieber
Freund und Voll-
ender“

in einer erhöhtern Form zu sehen, — ich, der ich selber Bruchstück — — — bin und durch selten, selten gute Minuten in das bessere Land hinauschaue, wo die ganzen und vollständigen Naturen wandeln!“ — Aber diese von sich selbst absehende Hingebung ist nur der Weg, auf dem er sich innerhalb einer neuen Weltanschauung zu einem eigenen neuen Selbst durchringt.“

„Selbstkenner —
Selbsthinker!“

Dieses erste Wort über die innere Beziehung Niebhsches zu Rée wird wohl auch für das letzte zu gelten haben. Niebhsche war nach der Enttäuschung von Bayreuth im Sommer 1876 wirklich wieder zum Anfänger geworden. Mit seinem großartigen Erzieherenthusiasmus war es nichts gewesen; er mußte von vorne anfangen und tat es nun nicht mehr als Herold und Autoritätenverkündiger; er schritt über die Vorbilder hinaus und wurde „Selbstkenner — Selbsthinker“. Als was für ein ferment erwies sich da der intime Umgang mit Rée! Es war eine stärkste Dose Gegengift gegen sein ganzes bisheriges Denken und Wollen. Gierig setzte er diesen Giftbecher an die durstenden Lippen, im Vertrauen auf den Reichtum seiner Natur, der ihn alsbald wieder mit Gegeninstinkten vor der Vergiftung schützte. Sein Umzug vom Erzieher zum Kritiker war nur scheinbar ein Umsturz ins Extrem; die notwendige Rückendeckung stellte sich ganz von selber ein. Der Beweis dafür ist erbracht durch jene Mitteilung Brenners, die vier Freigeister in Sorrent hätten das Neue Testament in ihrer Abendlektüre einem ernsthaften und eingehenden Studium unterzogen. Die Nachwirkung dieser Beschäftigung in Niebhsche war nachhaltig. Als er nach Ablauf seines Urlaubs in Basel den ersten Besuch bei Overbeck machte, sagte er zu Frau Professor Overbeck und zwar mit einem eigentümlichen Gesichtsausdruck: „Wissen Sie, was wir in Sorrent getrieben haben? Wir haben das Neue Testament studiert.“ Die Bibel war in den Plan der regelmässigen Lektüre für die letzten Monate aufgenommen und zwar nicht etwa kühl und gegenständlich befruchtet, vielmehr mit Pietät und Rührung genossen worden. Man mag das bei feingebildeten Menschen für selbstverständlich halten und weiter nichts dahinter glauben finden zu müssen. Tatsächlich aber ist dieses flüchtige Zeugnis ja nicht zu übersehen; ohne es irgendwie zu übertreiben, besitzen wir in ihm nun eine Handhabe zu Folgerungen von nicht zu unterschätzender Tragweite. Liesse man sich einseitig aus Peter Gasts Einleitung zu „Menschliches, Allzumenschliches“ (2. Auflage, 1894) zu der Annahme bestimmen, Niebhsche habe in Sorrent, zum

ersten Mal sein eigener Herr und Meister, stürmisch den Typus „Freigeist“ ohne Rest umfassen, so hätte man damit den innern Trieb von Nietzsches philosophierendem Wesen verkannt. Dieser Trieb war gewiß nicht irgendwie zweideutig oder wankelmütig im Sinne einer nicht ganz lauterer Wahrhaftigkeit, aber er war auch nicht einheitlich geschlossen im Sinne eines ausschließlichen rücksichtslosen Bekenntnisses. Das wäre gegen die allumfassende Beschaffenheit von Nietzsches Denkweise gewesen, auf die er sich nicht wenig zugute tat: Nur ja ein Ding nicht nach der Seite beurteilen, mit der es ihn zufällig gerade anschaute, sondern dann rund darum herum gehen und nicht ruhen, bis man alle Gegenseiten ebenso in Augenschein genommen hat — das war Nietzsches eigentliche Erkenntnismethode; für ihn hatte nicht jedes Ding zwei Seiten, sondern drei, vier und fünf. So wurde er der Seelenziselierer und psychologische Filigrankünstler, als der er unvergleichlich ist. Und wenn er sich so gerne als den großen Jäger hinstellt, so hat er dazu gewiß alles Recht; aber auch bei seinem lauten Ja klingen die Ober- und Untertöne des Gegenteiles mit hinein. Darf es uns daher verwundern, daß gerade in der Zeit, wo er als Freigeist Posto faßte, er sich insgeheim mit dem Christentum in Kontakt setzte? Das ist ein Gesichtspunkt, der in dieser Periode noch kein durchgreifendes Motiv seiner Beurteilung zu bilden hat, der aber hier schon ins Auge zu fassen ist, weil er für die Zarathustra-Zeit zu ausschlagender Bedeutung erwächst.

Nietzsches Stellung zur Religion ist an und für sich klar; aber eben diese Klarheit ist bei ihm, in Übereinstimmung mit seinem eigenen vielspältigen, von Hall und Widerhall erfüllten Wesen, etwas sehr Kompliziertes. Man muß die Bestandteile einzeln vorweisen, bis man das Ganze beisammen hat. Nietzsche als Religionsfeind ist schon wieder eine Folgerung, eine abgeleitete Stufe; für eine gerechte Einschätzung dessen, der sich schließlich gewaltsam zum „Antichristen“ steigerte, ist seine ursprüngliche Gleichgültigkeit gegen die Religion der neutralste Ausgangspunkt. Vielleicht läßt sich auch diese natürliche Indifferenz nicht klipp und klar behaupten, seine Schwester jedenfalls bestreitet sie für die Knabenzeit — aber der Wahrheit am nächsten wird man wohl mit der Behauptung kommen, von sich aus hätte sich seine Leidenschaft weder für noch wider die Religion in Kämpfe verstrickt. Erst als er bei den andern die Religion als eine Hemmung für die ihm wichtigen Botschaften vorfand, begann er in ihr etwas zu

Die Bibel als
Rückenbedeckung

Nietzsche als
„Religionsfeind“

sehen, das ihm ein Leides antue. Nur auf diesem gebrochenen, mittelbaren Wege ist er zum feindlichen Aufmarsch gegen die Religion gedrängt worden. Niemand hat dafür einen offeneren Blick besessen, als Overbeck. Er, seinem Berufe nach der sachliche Zergliederer des historischen Christentums, das auch Nietzsches Konflikte mit der Religion überhaupt herbeiführen sollte!

Overbeck über Nietzsches Atheismus

Der
menschenmögliche
Atheismus



Nietzsche hat gesagt: Gott ist tot! und das ist etwas anderes als: Gott ist nicht! d. h. er kann nicht sein, ist nicht, wird nicht sein und ist nie gewesen! Vielmehr: Er ist gewesen! Und dies ist wenigstens der allein menschenmögliche Atheismus, die einzig für Menschen mögliche, ihnen allein zugängliche Form des Atheismus. Die andere Form wäre die übermenschliche, und wie Nietzsche zu dieser stand, steht dahin und hängt vollkommen an der Zweideutigkeit seines Übermenschenbegriffes. Ein Bekenntnis Nietzsches zu dieser übermenschlichen Form des Atheismus gibt es auf jeden Fall nicht, und von ihr läßt sich allerdings behaupten, daß es sie gar nicht geben kann, wenigstens nicht in seinen zurechnungsfähigen Tagen. Mit dieser Ausführung will ich aber meinerseits nichts weiter tun, als einen Tatbestand konstatieren und Sophisten überlassen auf Grund dieses Tatbestandes zu ergötzen und sich damit auf den Boden des absoluten Streits, ob Gott ist oder nicht, zu versetzen. Ich selbst meine in der Sache nur: Gottes Dasein, wie es mit ihm steht, geht uns Menschen nichts an! und wüßte nur mit der atheistischen Formel Nietzsches überhaupt etwas anzufangen, die ich eben die menschenmögliche genannt habe. Unter uns Menschen kann es sich, das Vorurteil einer Religion natürlich vorbehalten, immer nur um die Frage selbst handeln: ob Gott ist! nicht um ihren Inhalt —: Ist uns die Frage gegeben? — nicht: Ist uns Gott gegeben? wovon jenes ebenso augenscheinlich ist wie dieses nicht ist. Aus meinem persönlichen Verhältnis mit Nietzsche kann ich nur soviel sagen: Nie hatte ich von ihm den Eindruck, als ob er etwas darüber zu sagen hatte, ob Gott sei oder nicht, aber es steht für mich auch dahin, ob er selbst jemals etwas darüber zu sagen gemeint hat.

Nietzsches religiöse
Gleichgültigkeit

Um bei Nietzsche ein in irgend einer Periode seines Lebens dagewesenes ernstes Verhältnis zum Christentum anzunehmen, gibt

es nächst dem Zeugnis seiner Schwester keinen andern Anlaß, als die gewaltsame Art, mit der er sich schließlich davon los sagt, und das ist freilich ein weit ernsteres Indizium als jenes Zeugnis. Denn es erinnert in der That an das Zerreißen der Ketten des einmal gefesselt gewesenen Sklaven. Und doch kann ich auch besagte Losagung nur für ein trügerisches Symptom einer in Nießsche niemals lebendig gewesenen Religiosität halten. Zu deutlich sprechen die großen sein Leben beherrschenden Züge dagegen. Ernstlich religiös ist er stets ebensowenig wie ich gewesen, nur daß sich bei mir der Konflikt mit der Religion, meinem ganzen, ungleich gelasseneren, meinerwegen indolenteren Temperament gemäß, weit ruhiger, meinerwegen uninteressanter abgespielt hat. „Ich bin nicht eine Stunde meines Lebens Christ gewesen: ich betrachte alles, was ich als Christentum gesehen habe, als eine verächtliche Zweideutigkeit des Wortes, eine wirkliche Feigheit vor allen Mächten, die sonst herrschen.“ (Wille zur Macht, Aph. 164.) Eine charakteristische Nießschesche Übertreibung, die niemand ernst nehmen wird, der Nießsche zu lesen versteht, sich auf den Unterschied der Sprachen versteht, die er in seinen verschiedenen Perioden gesprochen hat. So erschien er sich selbst in seinem Verhältnis zum Christentum in einer letzten Periode seiner Auseinandersetzung damit, und in dieser ist er so subjektiv wahr, wie nur etwas sein kann. Unwahr wird es nur, wenn es so verstanden wird, daß er stets derselbe dezidierte Anchrist gewesen ist, der er zuletzt war. Eben das war er nicht, mag er auch nie ein ernstster Christ gewesen sein.

So unvollkommen die Form ist, in der Nießsches Meinungen in der hinterlassenen Gestalt seines „Der Wille zur Macht“ ist, sind doch namentlich seine Ausführungen zur Geschichte des Christentums (Aph. 99) insbesondere zur historischen Auffassung des Urchristentums (Aph. 100) nicht nur für das bessere Verständnis seiner Meinungen sehr förderlich, sondern überhaupt für das historische Verständnis des Christentums sehr bedeutend. Seine Auffassung des Christentums als „Reaktion der kleinen Leute“ (Aph. 115) weiß Nießsche sehr tief zu begründen aus seiner Auffassung des Urchristentums als der Denkweise der in der großen römischen Welt gedrückten kleinen Gemeinschaften der jüdischen Diaspora, wonach das Urchristentum „ein Mittel (irdisch oder menschlich) glücklich zu sein“ gewesen ist, wie es eben für diese Kreise paßte (Aph. 102.) Dabei ist es sehr interessant zu beob-

Die Kritik am
Christentum

achten, mit wem sich Nietzsche hier gegenwärtig begegnet. Mit gewissen Koryphäen der modernen Theologie wie Harnack, nur daß diese eben anbeten, was Nietzsche verabscheut. Auch sind die Nietzscheschen Ausführungen und ihr historisches Ernstmachen mit der jüdischen Herkunft des Christentums sehr wichtig für die Rektifikation der Schopenhauerschen Verirrungen bei seiner Verbuddhisierung des Christentums. Das Erfreulichste und Gesundeste am Antichristentum Nietzsches ist die Gründlichkeit und Unumwundenheit der Empfindung, wie tief die Neuzeit den Forderungen des Urchristentums entfremdet ist, in der er z. B. auf den evangelischen „Rat“ zu „werden wie die Kinder“ ausrufen kann „so wie fern wir von dieser psychologischen Naivetät sind“. (Aph. 120.) In seiner Kritik des Gegenwartskristentums unterscheidet Nietzsche ein doppeltes Christentum, ein „noch nötiges“ (nämlich zum Brechen der „Wüstheit“ und „Roheit“ unter Menschen) und ein „nicht nötiges, sondern schädliches“, wobei es, um seiner Herkunft aus Dekadentenkreisen zu genügen, die Dekadents aller Art unter Menschen der Gegenwart an sich zieht und verführt. (Aph. 140.) [Aphorismennummern zitiert nach dem XV. Bande Klein-Oktav.]

Kultur,
nicht Religion

Nietzsche hat darum mit der Religion nichts zu tun, weil er mit der Kultur so viel zu tun hat, welche der viel weitere, die Religion als eine der menschlichen Kulturmächte in sich schließende Begriff ist. Nietzsche sieht bei seinem auf das Ganze der Kultur gerichteten Blick auf das einzelne darin nicht, und eben darum auch auf die Religion nicht, mag er scheinbar noch so viel sich mit ihr zu tun machen, von ihr reden. Sie ist ihm an sich Nebensache, vollständig Nebensache und ist als solche besonders hervorragend, unter den vielen Einzelbegriffen der großen Begriffskreise in der Welt, groß oder klein, nicht um Nietzsches willen, sondern lediglich nach einer Schätzung, zu der man den Maßstab sonstwoher, nicht von Nietzsche, entnimmt. Die Religion an und für sich übersieht Nietzsche, sie geht ihn gar nichts an. Gerade weil Nietzsche, wie er schon oft genannt worden ist, Kulturreformator ist (wie etwa Rousseau), ist er nur in so uneigentlichem Sinne Religionsreformer. Die Kultur erkennt Nietzsche im Ringen mit dem Nihilismus als ein Seiendes noch an, ganz und gar nicht die Religion, zu deren Vernichtung er sich ausdrücklich bekennt. Nur ein Geschlecht, das sich gegen die Religion indifferent verhält, wie z. B. das jetzige kultivierte Menschengeschlecht, das die

Religion ebenso gut brauchen als ganz entbehren kann, kann Nietzsche als Religionsreformer akzeptieren. Denn in seiner Hand ist Religion nur ein Spielwerk. So hat er es denn auch insbesondere mit dem Christentum gehalten. Und da unsere Gegenwart selbst es überhaupt hier nicht anders hält, konnte auch seine Bedeutung als Kulturreformer sich so weit in die Kreise der Theologen erstrecken.

Von Kastaan höre ich, er sei jetzt so weit mit Nietzsche, daß er ihn für einen der besten Erzieher zur Theologie erklärt. Für das Parasitenwesen der Theologie ist sein Urteil allerdings charakteristisch³³⁾. So hat es die Theologie stets gemacht und sich weiter geholfen, indem sie sich an das ihr fremdartige heranwarf und davon lebte, so insbesondere an die Wissenschaft. An der hat sie überhaupt ihre Parasitentaleute entwickelt, und immer bewiesen, daß sie auch mit dem dezidiertest Irreligiösen auskommt. Wählerisch darf ja der Parasit überhaupt nicht sein, er muß verzehren, was ihm vorgesetzt wird, es kommt ihm nur auf einen gedeckten Tisch an. Und an diesem kommt es ihm gar nicht darauf an, ob ihm, was ihm vorgesetzt wird, schmeckt, sondern nur darauf, ob es andern schmeckt, wie er es aber verträgt und wie es ihm bekommt. Die Kirche hat aber auch hier einen guten Magen, sie hat schon manches vertragen und mag in dieser Hinsicht wohl auch nicht so bald dazu gebracht werden, an sich zu verzweifeln, ebensowenig wie der „Teufel in der Not“. Mit einer Speise wie Nietzsche mag sie denn auch nach wie vor nach nichts weiter fragen, als nach ihrer allgemeinen Beliebtheit. Besteht diese, so kann es niemanden, der sie kennt, erstaunen, sie sich mit an den Tisch setzen zu sehen. „Herrschen — und nicht mehr Knecht eines Gottes sein — dies Mittel blieb zurück, die Menschen zu veredeln“ — dieses Wort Nietzsches (XII, S. 375) sollte billigerweise allen Theologen den Geschmack an Nietzsche verderben, zumal den „modernen“, welche Religion und Christentum mit Vorliebe unter dem Gesichtspunkt des Machtmittels, des Mittels zur Weltherrschaft betrachten und schätzen, allerdings in schroffstem Widerspruch zu dem innersten Geist des Christentums.

Nietzsche und die
Theologie



Es wird immer seine Schwierigkeiten haben, die Persönlichkeit eines wissenschaftlichen Theologen, die aus ihrer ehemaligen religiösen Gebundenheit in die völlige Freiheit des Geistes hinausgetreten ist, auf ihr Kulturvolumen abzuschätzen. Nietzsche selbst

Ein Theologe
Nietzsches Freund

spricht gelegentlich von Rätselgestalten unter den Geistlichen; für andere vorurteilsfreie Leute schließt es eine besondere Art von Lob in sich, wenn sie von einem verpfuschten Theologen reden, und es bleibt ein geistreiches Wort, daß es eine eigene Sache um gewesene Theologen sei, weil sie immer wieder an den verlassenen Käfig zurückeilten, um von außen seine Stäbe zu betasten. Darin ist der geistliche Beruf mit dem Soldatenberuf vergleichbar; beide stellen an sich etwas wie einen Gegensatz zu einem freien künstlerischen Erleben dar; bei beiden liegt der Hauptatzent in der gehorsamen Bildung des Willens, in einer Beschneidung der persönlichen Freiheit. Dies scheint identisch zu sein mit dem Verzicht auf die höhere Teilnahme an individuellen Entwicklungsmöglichkeiten. Wenn nur dann beide nicht sichtbar den Segen einer straffen Zucht zur Schau trügen! Jeder Kenner jedenfalls des königlich preussischen Offizierkorps weiß, was für intellektuelle Kräfte in ihm in Friedenszeiten brach liegen. Desgleichen findet sich in der evangelischen Geistlichkeit jenseits ihrer Handwerksübung ein Ausbund seelischer und gemüthlicher Fähigkeiten aufgestapelt, die auch bei ausgedehnter dogmatischer Weitherzigkeit doch nie völlig frei und für künstlerische oder philosophische Betätigung verwendbar werden. Kamaschendienst und Kanzelpredigt stellen Grenzen dar mit einem schließlichen Entweder-oder für jeden rückhaltlos ehrlichen Versuch eines individuellen Sichauslebens. Deshalb ist die Verwunderung unerlässlich über Niehsches intime Freundschaft für einen Theologen von Beruf, und es bedarf daher näherer Erwägung über Overbecks wirkliche Gesinnung; wir dürfen es uns nicht verdrießen lassen, genauer nachzuspüren, wofüß Geistes Kind er eigentlich war. Niehsches Schwester spricht von einer völligen Verschiedenheit der beiden Naturen und von Overbecks Unfähigkeit, Niehsches Problemen dasjenige Interesse entgegenzubringen, das dieser von seinen wirklichen Freunden verlangt. (Biographie II, S. 828.)

Theologie als
Wissenschaft

Dem ist zunächst eine summarische Überschau über Overbecks Stellung in seiner Wissenschaft entgegenzusetzen. Die Theologie nimmt im Betrieb der deutschen Universitäten bis auf den heutigen Tag die Ehre der ältesten und ehrwürdigsten Fakultät vorweg, und wenn auch die Studenten der andern Gebiete am Bierisch ihren theologischen Kommilitonen die Unwissenschaftlichkeit ihres Studiums vorzuhalten pflegen und im Lehrkörper selbst ein ähnliches Scheelsehen der weltlichen Professoren auf die hoch-

würdigen Kollegen, als seien diese für die heutigen Ansprüche nicht voll zu nehmen, an der Mode sein dürfte, so ist doch auch heute noch die faktische Gleichberechtigung der theologischen Fakultäten nicht im mindesten eingeschränkt, ja gerade heute scheint die historische Gelehrsamkeit ihrer Vertreter ihnen den alten Vortritt aufs neue und zwar auf Grund anerkannter Verdienstlichkeit gesichert zu haben; man braucht nur an Namen von wissenschaftlichem Weltruf wie Julius Wellhausen und Adolf Harnack zu erinnern. Die Theologie hatte eben in der Aufklärung mit der allgemeinen wissenschaftlichen Entwicklung Schritt gehalten; jetzt vor hundert Jahren hat ein umfassender, enzyklopädischer Geist — Schleiermacher — ihr Ansehen auf eine so angestaunte Höhe erhoben, wie nur sonst eine der Berühmtheiten von der neugegründeten Universität Berlin ihr eigenes Wissensgebiet. Dann hat, jetzt vor siebenzig Jahren, ums Jahr 1835 der kritische Gärungsprozeß die drei historischen Disziplinen des Alten Testaments, des Neuen Testaments und der Kirchengeschichte aus der dogmatischen Zweckmäßigkeit des theologischen Lehrganges herausgetrieben und einen unbequemen Gegensatz zwischen der methodischen Kritik und den praktischen Bedürfnissen der Kirchendiener und der Gemeinde herbeigeführt. Dieser Zwiespalt erhielt um die Mitte des Jahrhunderts feste Form durch den Einfluß der sogenannten Tübinger Schule. Über ihr Bestehen war Niezsche natürlich schon vor der Bekanntschaft mit Overbeck unterrichtet und wäre es nur aus seinem philosophischen Leihbuche, *Langes Geschichte des Materialismus*, S. 292 f. gewesen. Ihr Haupt Chr. F. Baur starb am 2. Dezember 1860, dem Tage, da Overbecks Studienzeit mit seinem Kandidatenexamen ihren Abschluß fand. Overbeck ist sein persönlicher Schüler nie gewesen und hat ihn nie auch nur gesehen. Dennoch hatte er, wenn man auf die früher beliebte, jetzt freilich bereits etwas altmodisch anmutende Einrangierung Gewicht legt, in ihm gewissermaßen den jüngsten „Tübinger“ zu erblicken, insofern die rein historische Auffassung des Urchristentums eine Hauptthese jener Schule war. Alle andern Vertreter haben sich jedoch grundsätzlich gehütet, die Anwendbarkeit der kritischen Forschung auf die praktischen Bedürfnisse über ihrem Wissensdrang aus den Augen zu verlieren.

Einzig in Overbecks Auffassung finden wir den Willen zur völligen Profanierung der in der bisherigen theologischen Gelehrsamkeit enthaltenen rein wissenschaftlichen Motive mit

Overbeck als Tü-
bingen

kühnem Mute und lückenlos verkörpert. „So verstand ich die Sache überhaupt nicht“, bekennt er in seinem Rückblick auf seinen Werdegang, „als ob es sich für jeden Adepten der Schule nur darum handle, die einzelnen Hauptthesen der Baurischen Konstruktion des Urchristentums möglichst heil durch die Welt zu bringen. Dafür schätzte ich doch den Schutz, den mir die Historiker grundsätzlich des Meisters selbst gegen ein so grobes Mißverständnis gewährten, zu hoch. In aller Schüchternheit zwar, immerhin doch auch in aller Bestimmtheit, hatte ich schon angefangen, mich zu fragen, ob jene Konstruktion auch nur in allen Fundamenten werde fortbestehen können . . . Was von Begeisterung aus bloßen Büchern zu schöpfen ist, hatte ich zu Baur gefaßt, für meinen Gelehrtenberuf hatte ich an ihm ein Ideal. Aber ich dankte ihm noch mehr: eine nicht nur in meinen Lehrberuf einschlagende, sondern selbst weit über mich hinausreichende Aufgabe. Und dies zwar dank der Freiheit, die ich mir genommen über den kirchenhistorischen Horizont Baur hinauszublicken. Denn mit keines andern Beistand als dem seinen hatte ich mir vorgenommen, ihm auf dem Gesamtgebiet der Geschichte der christlichen Kirche nachzutun, was er mir auf dem des Urchristentums vorgetan. Nicht deutlicher natürlich als man sich etwas derart so früh vorzunehmen pflegt, wenn man kein Genie ist, aber immerhin noch bestimmt genug, um davon erfüllt zu sein. Ich wußte freilich damals noch nicht, daß ich nach einer Arbeit mich streckte, die ich später profane Kirchengeschichte nannte.“ (Einleitung zur zweiten Ausgabe der „Christlichkeit“, Leipzig 1903, S. 4—7.)

Der Gelehrte und
der Denker

Man kann sich unschwer vorstellen, was für einen unvergleichlichen Impuls Overbeck für seine wissenschaftlichen Ziele von der geistigen Auseinandersetzung mit Nietzsche empfangen mußte. Er nennt es selbst „einen Einfluß so ganz unabsehbarer Art für seinen Gelehrtenberuf; es ist der stärkste derart, der mich aus meiner Wanderschaft durch das Leben und zwar nel mezzo del cammin getroffen.“ — Nicht freilich so, als ob er in Nietzsche vor allem ein Vorbild der Gelehrsamkeit gesehen hätte; hierin urteilt er sogar überraschend streng aus seiner rückhaltlosen Ehrlichkeit heraus: „Nietzsche ist als Gelehrter gar nicht ernst zu nehmen, als Denker gar sehr, und ich glaube, daß es eben daran hängt, daß ich, der ich mich als Gelehrten immer noch höher schätze als ihn, auch als solcher Gelehrter so außerordentlich viel von ihm gehabt habe.“ Für Nietzsches Verhältnis zur Philoso-

gie überhaupt bezeichnete Overbeck als besonders charakteristisch die Stelle aus dem Briefe an Rohde (Basel, 15. Januar 1870, Briefe II, S. 181 f.): „Ich gewinne immer mehr Liebe für das Hellenentum: man hat kein besseres Mittel, sich ihm zu nähern, als durch unermüdlische Fortbildung seines eigenen Persönchens. Der Grad, den ich jetzt erreicht habe, ist das beschämendste Eingeständnis meiner Unwissenheit. Die Philologenexistenz in irgend einer kritischen Bestrebung, aber tausend Meilen abseits vom Griechentum wird mir immer unmöglicher. Auch zweifle ich, ob ich je noch ein rechter Philologe werden könne: wenn ich es nicht nebenbei so zufällig erreiche, dann geht es nicht. Das Malheur nämlich ist: ich habe kein Muster und bin in der Gefahr des Narren auf eigene Hand. Mein nächster Plan ist, vier Jahre Kulturarbeit an mir, dann eine jahrelange Reise mit Dir vielleicht. Wir haben wirklich ein recht schweres Leben, die holde Unwissenheit an der Hand von Lehrern und Traditionen war so glücklich-sicher.“ Für ebenso lehrreich hielt Overbeck Nietzsches Ausdruck übermäßigen Erstaunens beim Empfang von Rohdes Roman (Briefe II, S. 525): „Über eine große Verwunderung, mit Maulaufsperrern verknüpft, muß ich noch los werden: was bist Du doch für ein sonderbarer Mensch! In diesen letzten Jahren, sowie sie für Dich leider waren, gerade dies Buch auszuarbeiten — das geht ganz einzig über meine Fassungskraft! (Beiläufig, auch über mein Talent, zu jeder Zeit: so etwas könnte ich nicht, wenn ich es auch können wollte.) Der philologische Dämon steckt Dir so im Leibe, daß ich mitunter vor seinem Wüten (in Scharfsinn und unbändiger Gelehrsamkeit) ordentlich schaudere. Ich weiß keinen Menschen, dem ich so etwas zutraute: und daß dieser Erzphilolog dabei noch ein Erzmensch und zwar mein Erzfreund ist, das ist wahrlich ein ungelöstes Rätsel, aber davon abgesehen eine gute Gabe Gottes!“ — Diesen Äußerungen Nietzsches an Rohde hatte Overbeck eine Reihe ähnlich lautender, mündlich und brieflich an ihn gerichteter an die Seite zu stellen. Er zog daraus unwillkürlich den Schluß: wem das rein Handwerkliche an der Gelehrsamkeit so übermäßig imponiert, der ist nicht mit vom Metier. Nietzsche war zum Gelehrten verdorben, weil er zu etwas Höherem berufen war.

„Das Malheur
ist: ich habe kein
Muster“

Wird auch Nietzsche sein bestes Teil dazu beigetragen haben zu Overbecks Reinigung für eine höhere, philosophische Lebens-

Overbecks Ge-
lehrsamkeit

auffassung, so ist das nur immer aufs neue einem desto tieferen Aufgehen in der Wissenschaft zugute gekommen. Was Overbeck bis in die Sechzig hinein zusammengearbeitet hat, methodisch, sitzfleischlich und zäh, davon gaben seine offiziellen Semestervorlesungen, so profund sie uns vorkamen, kaum einen Begriff, seine paar wissenschaftlichen Veröffentlichungen nur einen annähernden, den leidlichsten etwa noch eine mit drei oder vier Mann besetzte Seminarübung über Euseb oder Märtyrerakten. Eine regelrechte Ahnung von den unterirdischen Abgründen und dem vielschachtigen, planvollen Ausbau dieses Wissens erhielt erst, wer gelegentlich das eine oder andere Blatt aus seinem dreifach angelegten, streng alphabetisch durchgeführten, in jedem einzelnen Punkte sofort registrierbaren, handschriftlichen Sammelwerk zu Gesicht bekam, das viele Schäfte seiner Bibliothek füllte. Von seiner Hand geschrieben waren auch die vielen Manuskriptbände, die seit einem Menschenalter unberührt irgendwo ein unterstes Regal beschwerten; seine einst zum Privatgebrauch angefertigten Übersetzungen des ganzen Clemens, des ganzen Tertullian, eines guten Stückes Origenes und so manches andern. Außerdem stand, wohl sein frühestes Sammelunternehmen dieser Art, in einem Winkel seines Studierzimmers ein Schränkchen mit vierundzwanzig Fächern, das auf schon gänzlich vergilbten Blättern einen kleinen, selbstangelegten Thesaurus der neutestamentlichen und patristischen Gracität enthielt. In dergleichen bestand des Pudels Kern an dem landläufigen Gerede, ja der Overbeck, das sei so der richtige Bücherwurm; für ihn kam nie ein Schlusspunkt, wo er das Papier Papier sein ließ und sich in genialen Ausflügen gefiel; er hätte es sich schwerlich zum Lob angerechnet, nachgesagt zu bekommen, er brauche gar nicht mehr aufzuschlagen, er zitiere auswendig. Er schlug vielmehr jedes einzelne Mal nach, das mußte alles seine feste Ordnung haben, einen Schritt um den andern in peinlicher Genauigkeit. Über diese seine beispiellose Gründlichkeit hat man die Nase gerümpft, auf die Weise komme er natürlich nirgends hin — und gar: einen so umständlichen Herrn könnten sie in Deutschland nicht brauchen. Dennoch mußte man ihn gelten lassen. Trotzdem er nur sehr spärlich druckte und schließlich kein einziges wirkliches Buch zurückließ, ist sein Wort in der Sachdisskussion als erstes gehört worden; was ihm seiner Zeit der im Aufstieg begriffene, von ihm mit ehrlichen Hoffnungen begrüßte

Harnack an Anregung dankte, das deutet die eine oder andere Fußnote der Dogmengeschichte eben noch von ungefähr an, und so sind denn einige seiner fundamentalen Trouvaillen in den wissenschaftlichen Schulsack des heutigen Theologen übergegangen, nicht zum wenigsten die energische Kontrastsetzung zwischen der erst niedergeworfenen und dann auf den Thron erhobenen Verweltlichung in Gnostizismus und Kirche.

Dies, daß Overbeck immer mehr und Nietzsche immer weniger zum Gelehrten wurde, hat vielleicht in der Folgezeit das gute Einvernehmen zwischen ihnen in einige Mitleidenschaft gezogen. Da Nietzsche jedoch in seiner letzten Schaffensperiode alles, was er einst erst besessen und dann von sich gestoßen hatte, in dem Sinne wieder für sich in Anspruch zu nehmen pflegte, daß die andern und mit ihnen früher er selber von einer Sache den falschen Gebrauch gemacht hätten, von der er nun den richtigen übe — so wollte er auch nicht die Philologie dahinten lassen und hat in der Vorrede zur zweiten „Morgenröte“ von seinem ehemaligen Berufe eine großartige Umdeutung sich zurechtgelegt: „Man ist nicht umsonst Philologe gewesen, man ist es vielleicht noch, das will sagen, ein Lehrer des langsamen Wesens: — endlich schreibt man auch langsam. . . . Philologie nämlich ist jene ehrwürdige Kunst, welche von ihrem Verehrer vor allem eins heit, beiseite gehen, sich Zeit lassen, still werden, langsam werden —, als eine Goldschmiedekunst und Kennerschaft des Wortes, die lauter feine vorsichtige Arbeit abzutun hat und nichts erreicht, wenn sie es nicht lento erreicht.“ Empfindungsunterschiede, soweit sie zwischen den beiden Freunden in Betracht kamen, mögen sich zumeist auf die äußere Formengebung bezogen haben, da allerdings in Hinsicht auf die schriftstellerische Ausdrucksweise sie sich von der ziemlich beträchtlichen Ähnlichkeit ihres Stiles zu der Zwillingszeit (I. Unzeitgemäe=Christlichkeit) im Laufe der Jahre weit voneinander entfernt haben. Der Satz des einen verflügelte sich, der des anderen spitzte sich zu.

Overbecks Stil ist gegen sein Alter hin geradezu zu einem Schibboleth für seine Veröffentlichungen gemacht worden. Ein junger Fachgenosse hielt es für nötig, ihn in einer Besprechung seines Programms von 1894 zu bitten, er möchte künftig seine profunde Gelehrsamkeit in der Sprache Goethes, Schillers und Lessings zum Ausdruck bringen, und wer gar mit Ansprüchen, die an der Lektüre moderner dekadenter Romane gebildet waren,

Nietzsche als
Philologe

Overbecks Stil

die Vor- und Nachwörter seiner neuen Christlichkeit beurtheilte, der konnte nicht anders, als Overbeck unrecht tun. Tatsächlich hatte es mit seinem Stile eine merkwürdige Bewandnis. Er hat das Deutsche erst im reiferen Knabenalter zu Französisch, Englisch und Russisch hinzugelernt, und was des näheren seine Buchsprache betrifft, so gab er zu, sich als Student über dem eindringenden Studium Schleiermachers seinen deutschen Stil angeeignet zu haben — was ausreichen dürfte, um von vornherein allerlei zu entschuldigen. Wo er dagegen unmittelbar zu sein hat, schreibt er frisch, ja ausgezeichnet. Die in diesem Bande enthaltenen Zitate aus seiner Feder beweisen doch wohl hinreichend, daß er sich als Briefsteller sehen lassen darf. Und er schrieb desto besser, je erregter er war. Sobald es sich jedoch um eine sachliche Darstellung handelte, stieg in ihm geradezu eine Scheu auf, Sachliches auf eine bestechende Weise zu behandeln. Sehr lehrreich hiefür ist eine Stelle aus der Vorrede zum ersten Bande seiner Studien: „Ich bin zwar weit davon entfernt, zu behaupten, daß die Studierstube die höchste Warte sei, von welcher man, ich sage nicht die Welt — denn die übersieht mit Ausnahme der Theologen niemand —, sondern die menschlichen Dinge übersehen kann. Aber ich sehe auch nicht ein, warum man von da aus nichts davon sehen soll, und der Ansicht der heute (1875!) zahlreichen Gelehrten bin ich jedenfalls nicht, welche meinen, daß sie mehr davon zu sehen bekommen, wenn sie sich halbwegs auf die Gasse stellen. Auch muß ich gestehen, daß ich von einer wahrhaft pharaonischen Verhärtung des Gemütes gegen den Schimmer der Redensart bin, von welcher heute so vieles von sich erklärt, es sei „für das Volk“ bestimmt. Als ob irgend eine ernste, auch wissenschaftliche Arbeit für jemand anders bestimmt sein könnte, und als ob mehreren Arbeiten als nur sehr wenigen beschieden sein könnte, es in direkter Weise zu sein, ohne sich grober Demagogie schuldig zu machen. . . . Dagegen denkt manch einer unter den Gelehrten, reiche es bei ihm auch nicht zum Künstler aus, so doch jedenfalls zum Literaten, und ziert sein historisches Werk aus mit den pittoresksten Schildereien von Städten und Landschaften, welche sein Auge nie erblickt hat, und intimen Charaktergemälden vom Apostel Paulus, von Nero und Seneca, wie wenn er je solche Menschen aus der Nähe gesehen hätte.“ Der angesehene Fachmann, der mit diesem Hiebe gemeint war, meldete sich bei seinem Kritiker; der Brief, der

Überbecks Duplik enthielt, gefiel Nietzsche so ausgezeichnet, daß er zu seinem Vergnügen eine eigenhändige Abschrift davon nahm. So pflegte denn Überbeck in seinen alten Tagen bei der ewigen Wiederkehr der Bekrittelung seines Stiles immer nur zu erwidern: „Dafür habe ich viel zu lange und zu genau mit Nietzsche verkehrt, um nicht ganz genau zu wissen, was an meinem Stile dran ist und was nicht.“ An Überbecks Ausdrucksweise wie übrigens schon an seiner Schrift sprang die unabhängige und rücksichtslose Selbständigkeit seiner Denkweise dem Leser entgegen; was für ein feiner Geist er dabei noch war, äußerte sich meist in überquer miteinfließenden Nebensätzen, die irgend einen mildernden Vorbehalt oder eine gütige Entschuldigung nicht unerörtert lassen konnten. Keine Ästhetik kann etwas daran ändern, daß ein Stil wie der Überbecks Seite für Seite den unerschöpflichen Reichtum seines Innenlebens widerspiegelte.

Weil wir es bei Überbeck und Nietzsche in so eminentem Sinne mit einer Geistesfreundschaft zu tun haben, dürfen wir es uns nicht verdrießen lassen, dem gegensätzlichen Stilempfinden der beiden in einige charakteristische Äußerungen hinein nachzugehen. Bei folgenden Aphorismen könnte Nietzsche Überbeck im Auge gehabt haben:

Menschliches Allzumenschliches I, Aph. 188: „Denker als Stilisten“. Die meisten Denker schreiben schlecht, weil sie uns nicht nur ihre Gedanken, sondern auch das Denken der Gedanken mitteilen. — Menschliches Allzumenschliches II, Aph. 143: „Kunstgriff der Schwerfälligen“. Der schwerfällige Denker wählt gewöhnlich die Geschwätzigkeit oder die Feierlichkeit zur Bundesgenossin: durch die erstere meint er sich Beweglichkeit und leichten Fuß anzueignen, durch die letztere erweckt er den Schein, als habe er seine Eigenschaft sich freiwillig beigelegt, in künstlerischer Absicht, zum Zweck der Würde, welche Langsamkeit der Bewegung fordert. — Die fröhliche Wissenschaft Aph. 102: „Ein Wort für Philologen“. — Daß es Bücher gibt, so wertvolle und königliche, daß ganze Gelehrten-Geschlechter gut verwendet sind, wenn durch ihre Mühe diese Bücher rein erhalten und verständlich erhalten werden, — diesen Glauben immer wieder zu befestigen ist die Philologie da. Sie setzt voraus, daß es an jenen seltenen Menschen nicht fehlt (wenn man sie nicht gleich sieht), die so wertvolle Bücher wirklich zu benutzen wissen: — es werden wohl die sein, welche selber

Schulstil und
Aphorismus

Aphorismen-
bücher ein Wider-
spruch in sich selbst

solche Bücher machen oder machen könnten. — — Aber auch Overbeck wäre, so auf den Stil hin mit Nietzsche konfrontiert, die Antwort nicht schuldig geblieben. Mit Nietzsches Stil konnte er sich, selbst wenn dieser auch mitten auf dem Wege zu den Liedsprüchen Zarathustras sich befand, in seiner aphoristischen Weiterbildung nicht völlig befreunden. Für ihn blieb der würdigste Stil ein für allemal der, den er mit Nietzsche gemeinsam sich einst zum Vorbilde genommen — der Schopenhauersche, das heißt also jedenfalls, sofern es sich um die Abfassung eines ganzen Buches handelte, der Stil des zusammenhängenden Satzes und der langgesponnenen Periode. Das war's aber gerade, wovon Nietzsche grundsätzlich hinwegstrebte. Er spaltete vom Sprachstamm fortan Splitter um Splitter ab und schnitzte daraus seine Pfeile. Overbeck hatte von vornherein gegen die Gattung des Aphorismus grundsätzliche Bedenken, die auch durch Nietzsches völlige Meisterschaft in der Handhabung seines neuen Instrumentes viel eher bestätigt als verscheuht wurden. Der Aphorismus über hundert und aberhundert Seiten beibehalten, fürchtete er, stumpft sich ab; wenn Treffer neben Treffer sitzt, werde doch eine gewisse Monotonie erzeugt, die der einzelne kurze Sinnspruch ja gerade verhüten sollte. Kürzeste Prägungen in einer unabsehbaren Reihe vorgeführt wirken als Länge und somit Aphorismenbücher als Widerspruch in sich selbst. Deswegen pflegte sich Overbeck zu wundern, wie selbst Nietzsche von Grund aus abgeneigte Akademiker ihn als Meister der Form ohne weiteres gelten ließen und nicht gerade an seinen Aphorismen mehr auszusetzen fänden; denn ein so subtiler Geist Nietzsche gewesen sei, habe doch selbst er der Masse der Aphorismen nicht genügen können, die er in die Welt habe gehen lassen; ihrer seien zu viele, und nicht nur, daß sie nicht alle gleichen Wertes seien, es fehle selbst das Mathe und fast Geringe darunter nicht ganz. Aber selbst mit solchen Vorbehalten war Overbeck weit davon entfernt, über den Aphorismus ein grundsätzliches Verdikt zu fällen, etwa wie Möbius, der geradezu sagt (S. 250): „Für einen Feuilletonisten mag der Aphorismus recht gut sein, für einen ernsthaften Denker, dem nichts mehr am Herzen liegen muß, als der Zusammenhang seiner Gedanken, und der auf Stilistenkunststücke nichts gibt, taugt er gar nichts. Wohl jeder wird die Erfahrung gemacht haben, daß man auf Reisen, wo die früheren Zusammenhänge gestört sind und durch den Wechsel immer neue Anregungen gegeben wer-

den, ganz unwillkürlich zur Aphorismenbildung kommt, daß die äußere Unstetigkeit die innere mit sich bringt. Nietzsche war schon, ehe er seinen festen Wohnsitz aufgab, gewöhnt, in Bädern und Sommerfrischen auf die Gedankenjagd zu gehen; natürlich mußte später das desultorische Wesen mehr und mehr überhand nehmen.“ Diese Erklärung verlegt viel zu oberflächlich den Hang zum Aphorismus in die äußere Unrast von Nietzsches Leben; Overbeck ging darin weiter, für ihn war Nietzsche geradezu eine aphoristische Natur, die sich kaum einen beständigeren Ausdruck zu schaffen vermocht hätte, selbst wenn er zeitlebens an der Scholle klebte. Der eigentliche Grund seiner Unruhe lag für Nietzsche in seinem nicht zu bändigenden Ehrgeiz, der ihn immer über sich selbst hinaus trieb und ihn auf jedem Standpunkt, wo immer er einen solchen auch eingenommen haben mochte, bereits auch schon seine Blicke weiter werfen ließ. „Er hatte“, fährt Overbeck fort, „für jeden Standpunkt nur Aphorismeninteresse und war von keinem andern Drang beseelt als dem, jedesmal die betreffende Ansicht oder Auffassung möglichst rasch und kräftig abzustechen, um weiter zu eilen. Er nahm das Ganze nur zu hastig und gierig „ernst“. In dieser ganzen Denkweise steckte aber bei Nietzsche der „Ernst“ seiner Denkweise. Das ihm vorschwebende Ziel war seiner Denkerphantasie am wenigsten problematisch; nur ließ es ihm für jede Station seines Denkens keine weitere Ruhe, als die für Aphorismen hinreichende.“ Die Stiltrübung fällt weder dem Aphorismus als solchem zur Last, noch der zu großen Häufigkeit des Gebrauchs durch Nietzsche; vielmehr entstand der Zwiespalt dadurch, daß er den Aphorismus sozusagen strapazierte, ihm mehr zumutete, als er hergeben konnte, indem es seinem Denken tatsächlich an großlinig ausgreifenden Zusammenhängen nicht fehlte, er aber statt auch im Ausdruck der gezogenen, durchgehaltenen Linie sich zu bedienen immer nur punktierte und strichelte. August Horneffer versteht diese Antinomie in Nietzsches Denken deutlich herauszustellen (S. 61/62): „Bei Nietzsche erhebt sich insofern ein Widerspruch, als er kein reiner Aphoristiker ist, sondern in den häufigeren Fällen etwas anderes im Auge hat. Zwar hat er eine Anzahl echter Aphorismen geschaffen, die auf sich selbst beruhen und, wie es Aphorismen sollen, eine Beziehung zu andern Gedanken zwar gestatten, aber nicht fordern; die meisten seiner einzeln stehenden Gedanken jedoch sind nur scheinbare Aphorismen, in Wahrheit Ausschnitte, Augenblicksbilder aus einem grösse-

Nietzsche
eine aphoristische
Natur

Der Aphorismus
kein Ausdrucksmittel für
Zusammenhänge

ren Zusammenhang, den man ergänzen muß. Nietzsche wollte diesen Zusammenhang geben, er hoffte, wenn ein schöpferischer Moment ihn einen Gedanken erbeuten ließ, denselben später einem Ganzen als Glied einverleiben zu können. Der Moment aber war so stark, daß er sich eine künstlerische Ausbildung seines spezifischen Gehalts erzwang, und die dauernde Stimmung, die das erstrebte Ganze einheitlich und mit Zusammenfassung aller Einzelstimmungen hätte gestalten können, kam überhaupt nicht. So gab Nietzsche Bruchstücke, rundete aber die Bruchstücke ab. Hierin offenbart sich Schwäche. Denn wenn man eine Reihe von Gedanken zusammensehen und zusammenschließen will, muß man über ihnen stehen, Nietzsche aber stand in der Regel unter ihnen und erhob sich nur in Momenten zu der Höhe, die die Gestaltung eines einzelnen erforderte. Es fehlte ihm die Kraft der Vergewärtigung im großen Sinne."

Nietzsche hat den
Aphorismus nie
überwunden

Die (Biographie I, 337/38) mitgeteilten Aphorismen aus der Studienzeit (1867—1869) beweisen, wie sehr diese Schreibart Nietzsche von allem Anfang an im Blute lag. Er wollte den Aphorismus überwinden; aber in seinen durchkomponierten Aufsätzen, sowohl den „Unzeitgemäßen Betrachtungen“ als der „Genealogie der Moral“ zerfällt der Inhalt in aphoristische Bruchteile; oft scheint der Unterschied nur in der äußerlichkeit zu liegen, daß kein Abschnitt auf neuer Linie eintritt; die Fuge des fehlenden Übergangs, der sprunghaft einsetzenden unvermittelten Inhaltserneuerung ist vorhanden. Es gereicht Overbecks Ernst und Scharfsinn zur hohen Ehre, daß er sich über diese keineswegs durchsichtigen Verumständungen eine grundsätzliche Überschau zu erwerben vermochte, trotzdem er so dicht vor der Aktualität stand, daß eine die Resultate der späteren Forschung vorausnehmende Perspektive kaum denkbar war.

Overbecks und
Rohdes
Verlobungen
1876

Gerade in jenen gesundheitlich für Nietzsche schlimmen Winter 1875/76 war Overbecks Verlobung mit Fräulein Ida Rothpleß, einer geborenen, aber in der Pfalz aufgewachsenen Schweizerin, gefallen. Dadurch hätte das jahrelange Zusammenwohnen der beiden Freunde seinen Abschluß gefunden, selbst wenn Nietzsches Versuche, eigene Haushaltung zu führen, sowie sein Sorrentiner Urlaub sie nicht getrennt hätte. An Gersdorff schreibt Nietzsche aus allen Krankheitsnöten heraus am 24. Januar 1876 von dem „glücklichen“ Overbeck. Und wie sehr die Verlobung eines Freundes auf ihn zurückwirkte, zeigt sein Glückwunsch an Rohde

vom 18. Juli 1876 (Briefe II, 530/32). In der Nacht nach Empfang der Anzeige entstand — „so geredet zu mir“ — ein Gedicht, das mit nachträglichen Verbesserungen also lautet (Gedichte und Sprüche 1898 S. 46):

Es geht ein Wanderer durch die Nacht
Mit gutem Schritt;
Und krummes Tal und lange Höhen —
Er nimmt sie mit.
Die Nacht ist schön —
Er schreitet zu und sieht nicht still,
Weiß nicht, wohin sein Weg noch will.

Da singt ein Vogel durch die Nacht:
„Ach Vogel, was hast du gemacht!
Was hemmst du meinen Sinn und Fuß
Und gießest süßen Herz-Verdruß
Ins Ohr mir, daß ich stehen muß
Und lauschen muß — —
Was lockst du mich mit Ton und Gruß?“ —

Der gute Vogel schweigt und spricht:
„Nein, Wanderer, nein! Dich lock' ich nicht
Mit dem Getön —
Ein Weibchen lock' ich von den Höhen —
Was geht's dich an?
Allein ist mir die Nacht nicht schön.
Was geht's dich an? Denn du sollst gehn
Und nimmer, nimmer stille stehn!
Was stehst du noch?
Was tat mein Flötenlied dir an,
Du Wandersmann?“

Der gute Vogel schwieg und sann:
„Was tat mein Flötenlied ihm an?
Was steht er noch? —
Der arme, arme Wandersmann!“

Von Nietzsches Häuslichkeit beim ersten Zusammenwohnen mit seiner Schwester vermittelt L. v. Scheffler (Neue Freie Presse 1907, Nr. 15429) eine anmutige Vorstellung: „Nietzsche hatte damals am Spalentorweg seine Wohnung. Eine saubere Häuserreihe zieht sich hier, außerhalb des getürmten, malerischen Torbaues, an einer boulevardartigen Straße hin. Eines der schmucksten dieser nur zweistöckigen Gebäude wird mir als das Heim des Professors genannt. . . . In Nietzsches Salon nahmen weiche, große Fauteuils den Eintretenden einladend in Empfang. Sie trugen weiße Überzüge mit jenen reizenden Blumenmustern, wie sie die berühmten Cretonnefabriken Mühlhausens noch von der französischen Zeit her liefern. Veilchensträuße und junge Rosen! Und wenn man in solchen galanten Lehnstuhl halb eingesunken war,

Nietzsches
Junggesellen-
wohnung

fiel der Blick wiederum auf frische Blumen. In Gläsern, in Schalen auf den Tischen, in den Ecken, wetteifernd in ihrer diskreten Farbmischung mit den Aquarellen an den Wänden! Duftig und zart alles! Wie auch das einströmende Licht des Tages seinen Leuchtglanz an den leicht verhüllten Fenstern brach. So konnte man wähnen, nicht bei einem Professor, sondern bei einer lieben Freundin zu Gaste geladen zu sein. Und aus dieser Empfindung wurde man auch nicht gerissen, sobald der Wohlklang der sympathischen Stimme Niehsches die Stille des Raumes unterbrach. Der Professor machte selbst die Honneurs und servierte den Tee mit einem Lächeln, das über das starre Gesicht wie ein Sonnenstrahl glitt. Trotzdem blieb etwas Gezwungenes in seinem geselligen Entgegenkommen.“ Auf andere Besucher machte jenes helle und reinliche Wohnzimmer doch nicht einen so überlegen abgestimmten Eindruck; die Mullvorhänge mit den blauen Schleifchen gaben ihm einen gewissen deutsch=spießbürgerlichen oder altjüngferlichen Anstrich. Dies nur beiläufig als weiterer Beleg, wie Niehsche in seinem aufrichtigen Trieb nach einer künstlerischen Lebensbetätigung auch in allem Außern doch der letzten entscheidenden Sicherheit ermangelte.

Jakob Burckhardt
als Junggeselle

Es darf hier daran erinnert werden, wie völlig entgegengesetzt der andere erlauchte Junggeselle, den Basel damals gleichzeitig mit Niehsche beherbergte, sich mit den Schwierigkeiten einer selbständigen, hausfrauenlosen Haushaltung abfand. Jakob Burckhardts Gewährung von Gastfreiheit in seiner Gelehrtenmönchszelle hat auch Scheffler in Gegensatz gestellt zu der bescheidenen Eleganz bei Niehsche; erst mußte das mit Büchern überhäufte ausgediente Sofa teilweise abgepackt werden, damit wenigstens der Hausherr darauf Platz finden konnte; ihm gegenüber improvisierte sich der Besuch eine Sitzgelegenheit auf einer Säule aufeinander geschichteter Drucksachen. Wie wenig aber diese Abwesenheit von Komfort der Gemütlichkeit Eintrag tat, die sich bei jener mehr formellen Teestunde Niehsches nicht recht hatte einstellen wollen, geht aus der kernigen Schilderung Heinrich Gelzers über einen Empfang bei Jakob Burckhardt hervor (Zeitschrift für Kulturgeschichte VII, S. 28/29): „Burckhardt hatte die Gewohnheit, jüngere Freunde auf Spaziergänge mitzunehmen oder sie abends zu sich zu laden. Man war dann immer mit ihm allein. Es waren meist schwere Sitzungen. Um neun Uhr stieg man in seine Eremitenklaue im Hause eines Bäckers mit einer

geradezu lebensgefährlichen Treppe hinauf. Man kam in eine schmucklose Studentenbude. Der erste Kunstkenner Europas besaß keine stilvolle Zimmereinrichtung, wie jetzt jede gebildete und ästhetisch empfindsame Seele. Uns Jüngern imponierte aber gerade das am meisten, daß dieses schöngeistige, kulturgefüllte Genie so absolut frei von allen Bedürfnissen der Außenwelt war, wie die antiken Philosophen und die heiligen Asketen der mittelalterlichen Kirche — das völlig ideale Erhabenheit über alle irdischen Genüsse gilt, wenn von einem, von diesem großen Toten. Auf dem Tische war eine Batterie schweren aber guten Rotweins aufgepflanzt. Dazu rauchte man Burckhardts eben nicht hochfeines Kraut. Darin war er ein echter Bürger seines vielgeliebten Italiens, daß ihm jeder Stengel recht war, wenn er nur Luft hatte. Und nun begann der Diskurs, bei dem er selbstverständlich der fast ausschließlich Gebende war. Regelmäßig ging es bis über Mitternacht, oft bis zwei oder drei Uhr."

Gerade der Genuß eines eigenen einfachen Haushaltes: „ein ganz geregelter Tageslauf, keine aufreizende Ehrsucht oder Gesellschaftssucht, das Zusammenleben mit meiner Schwester, wodurch alles um mich herum so ganz Nießchisch ist und sonderbar beruhigt wird,“ (Briefe I, S. 361) — rückten ihm im Zusammenhang mit dem Brautstande seines langjährigen Hausgenossen Overbeck die grundsätzliche Erwägung, ob jemand wie er zu heiraten habe oder nicht, besonders nahe. Er vertraut sich hierüber Gersdorff an (Briefe I, S. 374, 378): „In der Hauptsache habe ich aber so viel erkannt: das einzige, was die Menschen aller Art wahrhaft anerkennen und dem sie sich beugen, ist die hochsinnige Tat. Um alles in der Welt keinen Schritt zur Akkommodation! Man kann den großen Erfolg nur haben, wenn man sich selbst trenn bleibt. Ich erfahre es, welchen Einfluß ich jetzt schon habe, und würde mich selbst nicht nur, sondern viele mit mir wachsende Menschen schädigen oder vernichten, wenn ich schwächer und skeptisch werden wollte. — Mit einer Nutzenanwendung für Dich, mein geliebter Freund: ich bitte Dich inständig, mancherlei nicht zu berücksichtigen, was ich Dir in schwächeren Stunden in betreff Deiner Verheirathung sagte. Um keinen Preis eine Konventionsehe! (wie es alle mir bis jetzt von Dir genannten und Dir von andern proponierten Ehen sind). Wir wollen in diesem Punkte der Reinheit des Charakters ja nicht wankend werden! Zehntausendmal lieber immer allein bleiben — das ist jetzt meine

Nießchisches grundsätzliche Stellung zur Ehe

Lösung in dieser Sache.“ — „Geheiratet wird nicht; zuletzt hasse ich die Beschränkung und die Einflechtung in die ganze „zivilisierte“ Ordnung der Dinge so sehr, daß schwerlich irgend ein Weib freisinnig genug ist, um mir zu folgen.“

Erinnerungen von Frau Ida Overbeck

Niehsches Gestalt
und
Umgangsform



Ich lernte Niehsche im Sommer 1870 im Maderanertal kennen, ganz zufällig und flüchtig. Er machte den Eindruck eines sehr in sich gekehrten, etwas leidenden Menschen. Er wich der Begegnung und dem Gespräche eher aus; kam es aber dazu, so frappte die Herzlichkeit und der Ernst, die er entwickelte und dem Gegenüber entgegen zu tragen schien. Man fühlte sich sogleich aufgefordert ihm etwas mitzuteilen, das einem selbst wichtig war. Es wurde musiziert, wir spielten ihm die vierhändigen Liebeswalzer von Brahms vor und Beethoven Opus 26. Er hörte aufmerksam zu und gab das Wagnersche Preislied aus den Meistersingern dagegen. Er trug es frei vor und schien nach der gehörten Aufführung, nicht nach dem studierten Klavierauszuge zu reproduzieren. In späteren Jahren hörte ich es von ihm wieder, ganz auf dieselbe Art. Er besaß keinerlei Virtuosität, spielte fast hart und eckig, suchte die Töne in der Erinnerung und dann auf den Tasten. Ich hatte in Niehsches Nähe das Gefühl eines Rätsels, eines Geheimnisses. Etwas wie mädchenhafter Natürlichkeit begegnete er mit einer gewissen Feierlichkeit, deren Rückschlag bescheidener Humor und Übermut waren. Ich sehe ihn noch die Waldwege gehen, rüstig, aber doch den Weg suchend, was seinem Gang ein gewisses ungeschicktes, unfreies Gepräge gab. Ja, er war sicherlich Schulmeister und man hätte wohl gerne etwas Näheres von ihm gewußt. Schon damals, später noch vielmehr, fielen mir Niehsches Hände auf. Sie hatten künstlerische Form; Spiel und Energie der Nerven drückte sich in ihnen aus, er hielt sie oft in leise sich andeutender runder Gebogenheit ohne irgend welche Absicht. Niehsches Haltung war liebenswürdig, konnte sogar einen Anflug von Weiblichkeit haben. Ein zufälliger Blick auf die Hände verriet einen neuen Zug. Niehsches Nägel hatten eigentümliche Bildung, sie waren gewölbt, an den Spitzen sich senkend, man dachte an einen der hochfliegenden Vögel droben im blauen Himmel. Nach einigen Tagen des sich Vermeidens,

der Gespräche und Beobachtung, traf die Nachricht ein vom Siege bei Wörth. Da kam ein neuer, patriotischer Ton auf, und Nießsche verschwand, um sich dem Vaterlande zur Verfügung zu stellen. Ich konnte Nießsche nicht vergessen; ich hatte die Empfindung, mit ihm sei Bedeutsames an mir vorübergegangen. Später verschaffte ich mir die Geburt der Tragödie, und nach und nach die Unzeitgemäßen. Wie außerordentlich vertiefte sich der empfangene Eindruck! Ich kannte damals erst wenig von Wagnerischer Kunst, die aufgestellte Analogie zwischen griechischer Tragödie und dem Werke des Meisters war mir ganz unverständlich. Aber die tiefe Auffassung und Durchführung der Elemente der griechischen Kunst, die Einführung in die griechische Tragödie berauschten mich förmlich. Also dessen war der Schulmeister im Maderanertal wirklich fähig! An zwei Menschen erfuhr ich, wie eindrucksvoll Nießsche wirkte. Zuerst an Theodor Kirchner, der als selbstgestaltender Künstler einigermaßen überlegen und doch bezwungen von diesem jungen Gelehrten sprach, der der Kunst Wege weisen wolle. Später an Frau Henriette Feuerbach, der während eines Basler Aufenthaltes Nießsche vorgestellt worden war und die in ihm sogleich die bedeutende Persönlichkeit gesehen.

Wenige Jahre darauf lernte ich meinen Mann kennen und verheiratete mich im Sommer 1876 nach Basel. Nach und nach verkehrte Nießsche bei uns um so häufiger, als er allen sonstigen Verkehr, den er früher gepflegt hatte, hatte aufgeben müssen. Eine meiner ersten Erinnerungen ist eine Begegnung mit ihm auf der Straße. Er erzählte von einem Aufsätze Renans über mittelalterliche Kunst, den er eben gelesen habe und versuchte sein Talent der Belehrung an mir. Er deutete und drängte so geschickt, daß er mir richtig das Wort „Barock des Christentums“ in den Mund legte, darauf in übermütiges, lautes Lachen ausbrach und versicherte: so etwas sei eigentlich in ihm: ein überladenes, sich selbst aufhebendes Religionsbedürfnis. Ich war enorm verwundert und enttäuscht, ich wollte es nicht haben, daß Nießsche etwas anderes sein könne als ein Grieche und vollkommen natürlich freier Mensch. Damals konnte Nießsche etwas von der Beweglichkeit entfalten, deren Abwesenheit mir im Maderanertal aufgefallen war. Er sah schlecht und erkannte kaum jemand auf der Straße. So sah ich ihn denn das eine oder andere Mal wirklich kühn einherschreiten, sicherlich nicht von kleinen Gedanken erfüllt. Der dauernde Verkehr erstreckte sich über

Seine nachhaltige
Wirkung
auf andere

„Barock des
Christentums“

die Jahre 1876/79. Später (1880—1883) wohnte Nietzsche mehrmals bei uns. Leider durfte ich meine hausfraulichen Talente nur wenig vor ihm ausbreiten. Er aß lieber für sich und kam wohl stundenlang; aber das einzige, was er genießen mochte, war ein leicht gebrauter Tee mit ein paar englischen Cafes. Da saß er denn auf der Chaiselongue in meines Mannes Stube oder auf einem gewissen Sessel in der Wohnstube, mit dem Rücken nach dem weißen Ofen zu, den Blick nach meinem ihm gegenüber sitzenden Manne und auf dunkle Vorhänge zu gerichtet. Er selbst sprach leise, mit wenig Gesten, so sprachen auch wir, allen Lärm innerhalb und außerhalb der Türen vermeidend. Später, wenn er bei uns wohnte, befand er sich oft schlecht. Kräftige Brühen durften bereitet werden, mußte er zu Bett bleiben. Ging es aber gut, so saßen wir fröhlich miteinander bei Tische, und es konnte ein gutes Gericht geben. Auch an kleinen Wanderungen nahm ich teil, hinaus nach dem Neubad oder zum Heinrichsgarten an der Binningerstraße, wo Nietzsche höchst bescheiden einquartiert war und mit den einfachen Leuten im Hause gute Nachbarschaft hielt. In den zwei kleinen Stuben hat er dann freilich so viel gelitten, daß es uns angst und bange um ihn ward. So vertrauensvoll Nietzsche war, seinen kleinen Konfitürenschrank schloß er doch immer ab; der Gedanke, es könnten ihm da gelegentlich vorhandene schmutzige Kinderhändchen oder größere darüber geraten, war ihm peinlich. Wenn er unsern Tee lobte und trank, gedachte er auch oft der schönen frischen Eier, die ihm der Heinrichsgarten lieferte. Nietzsche konnte in einer Weise dankbar rühmen, daß einem das Herz weich wurde. Dies Häuschen, vor dem zwei mächtige Pappeln standen, verschwand mit diesen vor einigen Jahren, als die Zufahrt der Bahn von St. Ludwig nach Basel verlegt wurde. Mein Mann und ich gingen noch einmal in wehmütiger Erinnerung an ihm vorüber, ehe es zum Opfer fiel.

In seinen Briefen an meinen Mann hat sich Nietzsche nur wenig über seine Gedankenwelt geäußert, das war eben noch mündlich geschehen. Da ist viel geredet worden; all sein Moralisieren ist in der Eulerstraße, wo wir wohnten, laut geworden, sein Umbildenwollen von Gut und Böse, auf einer neuen Schätzung des Lebens beruhend, Urteile über Christentum und Schriftsteller — ich allein weiß genug und bin doch nur in bescheidener Weise dabei beteiligt gewesen. Kaum war Nietzsche im Zimmer, so legte er los und sann dann genießend über Rede und Gegenrede nach.

Von bildender Kunst im engeren Sinne — Architektur, Malerei, Skulptur — sprach er so gut wie nie, das existierte kaum für ihn: Musik und Sprache war seine Welt; nicht Sprachen, sondern seine Sprache, von der er nicht einmal immer wünschte, daß sie deutsch sei³⁴. Ich kann sagen, daß Nietzsche, im mündlichen Zusammensein mehr Andeutungen wie Ausführungen seiner Gedanken gab, sehr aufmerksam horchte und zu sich nahm. Er verstand zu hören und aufzunehmen, aber gab sich nie ganz oder deutlich. Es war ihm ein Bedürfnis, sich zwischen Verborgnem zu halten; es war kein eigentliches Mißtrauen gegen andere, es war mehr Mißtrauen gegen sich und die Aufnahme, die er fände. Er war überaus empfindlich darin, hinterher konnte ihn etwas bis zur Wut reizen. Die Stelle im Zarathustra ist so wahr: „Habt Ihr den Einsiedler verletzt, so tötet ihn auch noch!“ Nietzsche war so leicht umzuwerfen. Es beschäftigte ihn damals das Problem einer neuen Moral. Mein Mann las aus dem Stegreif übersetzend Sainte-Beuvesche Aufsätze vor, da kam Nietzsche auf seine Franzosen zu sprechen. La Bruyère, der ihm als Mann der untergeordneten gesellschaftlichen Stellung und einer daraus entspringenden Gedrücktheit nicht angenehm war. La Rochefoucauld, den er um seiner Geschlossenheit, seines strengen Prinzips willen liebte, der Mann der Leidenschaft und Vornehmheit, dem die Welt nichts schuldig blieb. Dauvenargues war ihm unsympathisch. Es griff ihn an, was er über dessen frühes Siedetum und frühen Tod hörte, sein liebenswürdiger Stoizismus stieß ihn ab. Bei Fontenelle empfand er den Reiz reiner, kühler, in aller Weite und Höhe sich haltender Geistigkeit, verbunden mit der Sicherheit des weltmännischen Verkehrs. Er liebte das Zeitalter Ludwigs XIV. und haßte die Revolution. Er nahm es Chamfort übel, sich in den Umgang mit Revolutionsmännern gebracht zu haben, und wollte nicht, daß sein eigener Name mit dem Chamforts zusammen je genannt werde. Nietzsche rechnete sich damals zu der Gesellschaft jener aristokratischen Moralisten, und litt schon in diesen Jahren, da er bei uns verkehrte, sehr darunter, daß er so wenig gekannt und gelesen sei. Er hoffte nach jeder Veröffentlichung begeisterte Zusprache zu erhalten, als ein aufgehendes Gestirn in der Öffentlichkeit begrüßt zu werden, Anhänger und Jünger zu finden.

An begeisterter Anerkennung fehlte es ihm auch wahrlich nicht, aber sein Ehrgeiz war auf viel allgemeineren höheren Einfluß

Unter den
klassischen
Moralisten

Nietzsches Ehrgeiz

gerichtet. Ganz deutlich konnte die Art seines Ehrgeizes erst werden, nachdem sich seine Ziele in ihm selbst vollkommen verdeutlicht hatten. Er war oft sehr gequält, und ich war Zeugin dieser seiner Qualen, über die er sich bei uns aussprach. Wir suchten ihn auf alle Weise zu trösten, auf die Zukunft zu verweisen, und es tat ihm wenigstens wohl, zu sehen, daß wir an seinen Leiden teilnahmen. Einmal gelang mir dies besonders gut, und ich vergesse nie die dankbare Bewegung, in die er darüber geriet. Ich las ihm als für ihn geltend eine Stelle aus Wahrheit und Dichtung vor, da Goethe bei Gelegenheit seines „Werther“ sich über Autor und Publikum also ausspricht: „Auf diese Weise bedrängt, ward er nur allzusehr gewahr, daß Autoren und Publikum durch eine ungeheure Kluft getrennt sind, wovon sie, zu ihrem Glück, beiderseits keinen Begriff haben. Wie vergeblich daher alle Vorreden seien, hatte er schon längst eingesehen: denn je mehr man seine Absicht klar zu machen gedenkt, zu desto mehr Verwirrung gibt man Anlaß. Ferner mag ein Autor bevormunden so viel er will, das Publikum wird immer fortfahren, die Forderungen an ihn zu machen, die er schon abzulehnen suchte. Mit einer verwandten Eigenheit der Leser, die uns besonders bei denen, welche ihr Urtheil drucken lassen, ganz komisch auffällt, ward ich gleichfalls früh bekannt. Sie leben nämlich in dem Wahn, man werde, indem man etwas leistet, ihr Schuldner, und bleibe jederzeit noch weit zurück hinter dem, was sie eigentlich wollten und wünschten, ob sie gleich kurz vorher, ehe sie unsere Arbeit gesehen, noch gar keinen Begriff hatten, daß so etwas vorhanden oder nur möglich sein könnte.“

Nietzsche und
Stirner

Er kam nicht einmal, — und er kam jede Woche mehrmals, — ohne von dem zu erzählen, was er gerade trieb. Ich erinnere mich besonders Byronscher Tagebücher, die er uns brachte, er erzählte von Shelley, seiner dichterischen Art, von der Freigeisterei dieser Dichter und dem Cant, der sie verfolgte. Er erzählte von den englischen Philosophen, von Hobbes, Berkeley, Hume. Einmal, als mein Mann ausgegangen war, unterhielt er sich mit mir ein Weilchen und nannte zwei besondere Käuze, die ihn eben beschäftigten und aus denen er Verwandtschaft mit sich herauslese. Er war wie immer, wenn er sich innerer Beziehungen bewußt wurde, sehr gehoben und glücklich. Einige Zeit darauf sah er Klinger bei uns liegen. Stirner hatte mein Mann auf der Bibliothek nicht gefunden. „Ach“, sagte er, „da habe ich mich

in Klinger schön getäuscht. Das war ein Philister, nein, mit dem fühle ich mich nicht verwandt; aber Stirner, ja der!“ Dabei ging ein feierlicher Zug über sein Gesicht. Während ich mit Spannung in seine Züge blickte, veränderten sich diese wieder, er machte etwas wie eine scheuchende, abwehrende Bewegung mit der Hand und sagte flüsternd: „Nun habe ich es Ihnen doch gesagt, und ich wollte nicht davon sprechen. Vergessen Sie es wieder. Man wird von einem Plagiat reden, aber Sie werden das nicht tun, das weiß ich.“ Nietzsche hatte vor dem Herbst 1874 seinem Schüler Baumgartner Stirners Werk als das Kühnste und Konsequenteſte ſeit Hobbes bezeichnet. Es iſt durchaus Nietſches Art gemäß, daß er ſich ſchon ſo früh mit Stirner in ſympathiſcher Weiſe beſchäftigt haben könnte. Gegen Schopenhauer kann ſich ſeine Natur bereits erhoben haben, als er die Unzeitgemäße ſchrieb, ſo gut wie er ſich von Wagner bereits abgewendet hatte, als er „Richard Wagner in Bayreuth“ veröffentlichte. Den Inhalt der Schopenhauerſchen Lehre hat Nietſche nie vertreten, ſo verwickelt er auch mit einigem darin war. Was ihm ja an ſeinen Verehrten imponierte, war immer die ſtarke Perſönlichkeit, der er aus ſeinem Kern heraus etwas Ähnliches entgegenzuſetzen hoffte. Dieſer Kern führte ihn aber ganz andere Wege. Daß uns Nietſche und Stirner ſo unendlich verſchieden vorkommen und es tatſächlich ſind, ſpringt in die Augen! Aber damit werden wir Nietſche nicht gerecht und erweiſen ihm nicht diejenige Aufmerkſamkeit und Würdigung, die er ſich wünſcht und verlangen darf. Nietſche hat Stirner innerlichſte Aufmerkſamkeit geſchenkt. Er iſt weder von ihm ausgegangen, noch iſt er bei ihm ſtehen geblieben; aber er hat ihn nicht gering geſchätzt, ſondern ihn als vorurteilsfreier Denker, der er ſo ſehr ſein konnte, eingeſchätzt und ſich ihm verwandt gefühlt. Es war der einfachſte Sinn für Tatſächlichkeit, der meinen Mann zu der Aufzeichnung bewog, daß Nietſche Stirner gekannt habe. Stirner repräſentiert einen ganz beſtimmten Poſten bei Nietſche, klein wenn man will und für Nietſche doch groß und bedeutungsvoll wegen der Spärlichkeit dieſes Elements, dem er nun einmal nachging.

Auch Ludwig Feuerbachſche Gedanken trug Nietſche damals vor. Er verübelte Richard Wagner, ſich von Feuerbach zu Schopenhauer bekehrt zu haben. Nicht als ob er ſelbſt den umgekehrten Prozeß durchgemacht hätte; denn Feuerbach hatte längſt, vielleicht ſchon vor Schopenhauer, auf ihn gewirkt. Man leſe den „Gottesbegriff

Leſtüre
Feuerbachs und
Johnſons

als Gattungswesen des Menschen“ und anderes; man wird, diese Aufsätze in Nietzsches Geist auffassend, begreifen, was deren Denkungsart seinem Übermenschen gegeben hat. Hier, mehr als aus aller naturwissenschaftlichen Begründung, sog dieser Nietzschesche Zentralgedanke seine Nahrung: Zurückführung des Übermenschlichen aus dem Gottesbegriff in den Menschen, in den Artbegriff, in das Individuum und damit einfache Setzung des Übermenschen getroffen, mit seinen eigenen Gedanken an ihn anknüpfen und frei von empfangener Anregung. Er teilte mir mit, daß er beim Lesen eines Schriftstellers, immer nur durch kurze Sätze getroffen, mit seinen eigenen Gedanken an ihn anknüpfen und auf derartig sich bietende vorhandene Pfeiler einen neuen Bau setze. So erwähnte er mehrmals des Moralisten Dr. Samuel Johnson, des englischen Zeitgenossen Voltaires, und als ich dessen poetische Satire *The vanity of human wishes* las, erinnerte ich mich, wie Nietzsche einmal den inneren Widerspruch des Genres bei Johnson hervorgehoben hatte: die tiefe, energische Bitterkeit in der Beurteilung, ja Verurteilung sittlicher Verhältnisse, welche sich vor sich selbst nicht in den Glauben an die Möglichkeit einer Veredelung dieser Verhältnisse oder in deren ruhigere Auffassung rettet, sondern in ein quietistisches religiöses Bekenntnis.

Gut und Böse
außerhalb des
Luftgeföhls

Die Kantischen und Schopenhauerschen Grundlagen der Ethik wurden ihrem ganzen Stoffe nach von ihm besprochen, ohne daß die Namen der Philosophen dabei viel erwähnt wurden. Der Gedanke der Umwertung war in ihm lebendig. Zunächst versuchte er es damit auf psychologischem Wege. Er ging in sich und den vergangenen Geschlechtern den Gründen der Moral, der Wünschbarkeit oder Notwendigkeit dieses Triebes nach. Deutsche, englische, französische Philosophie prüfte er darauf hin. Es wird da immer von Gut und Böse geredet, sagte Nietzsche, aber das ist alles relativ. Gut kann böse werden, wenn es alt und verbraucht ist, wir müssen immer neu schaffen. Gut ist nichts, es muß das Edle erstrebt werden, das auch dem Bösen gerecht wird. Aus dem Guten kann das Böse hervorgehen und umgekehrt. Das Böse ist das eigentlich schaffende Prinzip. Alles ist gleichwertig, wenn es nur starke Menschen gibt, die sich durchsetzen. Eine Umwertung ist hier nicht vorhanden, insofern Nietzsche das Gute gut, das Böse böse sein läßt, er zeigt nur ihre Beziehungen zueinander. Kein Philosoph, kein Dichter verkennet die Macht der Leidenschaft. Aber bei Nietzsche ist es doch ein Besonderes. Nietzsche nahm eine

Tugendlehre übel, die mit Glück rechnet, einen Eudämonismus, der mit Wohl und Wehe rechnet. Das alles schien Nietzsche unehrlich und lag ihm weit ab vom Wege der Moral, die mit Glück und Unglück nichts zu schaffen habe, die sich nicht in Gutes und Böses scheiden dürfe. Er versuchte den Weg, das Gute als Schwäche, das Böse als Stärke zu charakterisieren, ihren einseitigen Charakter darzustellen, als der Dinge, die auseinander werden. Dabei blieb denn, da Christentum und Philosophie stets das Gute als höchsten Wert dargestellt hatten, eine Abneigung gegen das Altruistische im Blute, das er entgegen der bisherigen Ge-
pflogenheit in Mißbräuchen und Entartungen zu zeichnen liebte, während er den Steigerungen des einfach Bösen ins Schlechte, ins Verabscheuungswürdige die Spitze abbrach und sie gewissermaßen leugnete. Für diese Steigerungen zog er eben die Guten heran, verlangte von ihnen Großmut, Edelmut, als Gleichsetzungen des Bösen, das sein Gutes und seine Notwendigkeit habe.

Im Jahre 1878/79 hat Nietzsche ausgesprochen, daß er keinen eigentlichen philosophischen Gedanken von sich aus habe, den Vorgängen der Revolution auf geistigem Gebiet aber nachdenke und zu dem Resultat gekommen sei, man könne, und so werde es eigentlich immer gemacht, durch festen Willen und hartnäckigen Fleiß das erreichen, was man sich vornehme, es müsse nur ein Gegensatz zum Geltenden festgehalten werden. Alle neuen Lehren enthielten eine Umdrehung einer oder mehrerer alten. Ich erinnere mich dieses Gespräches ganz genau, es war weder Scherz dabei noch sonst irgend eine Herausforderung. Ihm sei dieser Gedanke der Methode eigen. Er wollte wissen, was ich mir als Basis meines Verhaltens gegen andere vorstelle. Ich sagte: „Das Wohlwollen!“ Das Mitleid sei mir eine zu hochmütige Empfindung, deren niemand froh werde und daß es mir lächerlich schiene, wenn nun so einer mitleidig auf den andern herabschaue. Er seufzte auf und schien befriedigt. Tatsächlich hatte er sich das Mitleid (=Mitleiden) bereits für seine Methode zurechtgelegt, auch mit dem mir so unbedingt nötig scheinenden Zusatz von Hochmut. Das hatte Nietzsche die Jahre hindurch in sich verarbeitet, bis er es zu dem Schrei brachte: „Nur kein Mitleid, das kenne ich, das ist *décadence*.“

Nietzsches Einführung in die Moral enthält gedanklich Persönliches, das Anlaß gibt, ihn konsequent und willkürlich zu nennen, wenn wir seiner Begründung der Mo-

Der Gegensatz
zum Geltenden

ralität uns nicht in jedem Augenblick bewußt sind. Moral des Wohlwollens, wofür sich Nietzsche entschied und Moral des Mitleids fallen in ihrem Resultat nicht auseinander, aber die Empfindung, die Haltung des Ausübenden und Empfangenden ist eine andere. Das Individuum als solches bleibt gesicherter, selbst wo es sich materiell aufgibt. Es erscheint uns hart, irgendeine altruistische Moral mit dem Wort Sklavenmoral belegt zu sehen, um so mehr, als Nietzsches Art, sich auszudrücken, den Stempel der Verwandtschaft mit einer langen altruistischen Vergangenheit trägt. Auch kann ja nach Nietzsches freiester Auffassung die Moral keine andere sein, ob sie von Gott stammt oder rein menschlich ist. Wir dürfen also nicht vergessen, daß Nietzsches Natur ihn zur Begründung und Entfaltung echter Menschlichkeit trieb auf dem Wege des Kampfes gegen begriffliche Gestaltung dessen, was er weltgeschichtliche Vorurteile nennt. Die altruistische Moral findet dann im dritten Zarathustra ihr Gegenteil, wo das supreme Ich eifersüchtig auf seine Rechte hält. Mit dieser sehr ernsthaften Anschauung der Moral verband er nach seiner eigenen Äußerung den Begriff der landläufigen Tugend und der Heuchelei, die ihm durch Jugendeindrücke besonders nahe gerückt worden seien. Er sagte einmal, er habe die Moral eigentlich auf dem Strich, müsse aber, von sich selbst gezwungen, immer deren zu Grunde liegenden Beziehungen sich wieder zuwenden, bis er es nicht mehr aushalte und den Sprung ins Ästhetische mache. Dieser Sprung gab ihm große Erleichterung, das Gefühl mit der Moral fertig geworden zu sein, sie umgewertet zu haben. Er empfand dann alle Kräfte und Äußerungen des Menschenwillens als gleichwertig im großen Haushalte der Natur, als Leben und Wirklichkeit erzeugende Erscheinungen und bestätigte sich so selber seinen philosophischen Grundgedanken der Macht, den Gedanken, nach dem alles in Nietzsche hinstrebt. Er empfand dies sehr intensiv, im Überschwange und wurde dann immer zum Künstler; als solcher und als Begründer seiner Auffassung und Ziele nannte er, der Moralist, sich den Immoralisten. Es stehen im Zarathustra Stücke, die mir so hohen künstlerischen Wert zu haben scheinen, daß mir ist, als stünden sie überhaupt auf der Höhe aller Literatur. Es sind dies allerdings satirische Stücke.

Zwei Jahre später sagte Nietzsche, er sei nun der Psychologie müde. Schon früher war er stets einer Wechselwirkung nachge-

gangen zwischen der Art seines Denkens und der Gesundheit seines Leibes. Das Problem zwischen Leib und Denken beschäftigte ihn bei Pascal so sehr. Schon 1878/79 sprach er davon, daß die Abhängigkeit Pascals vom Christentum ihn wohl könne zugrunde gerichtet haben. Im fünften Aphorismus des Antichrist hat diese seine Meinung ihren höchsten Ausdruck gefunden und trägt nichts mehr vom früheren Gepräge an sich. Nießches Gedanke ging von der Fragestellung aus, ob Pascals Rückkehr zum Christentum, nachdem er eine Zeitlang nur wissenschaftlich gedacht hatte, Ursache oder Folge seiner zerrütteten Gesundheit gewesen sei. Eine Parallele mit sich selbst lag ihm nahe und die Hoffnung, daß er durch die Art seines Denkens gesunden werde. Diese Meinung, daß er durch seine Philosophie, die durchbrechende Natur in ihm, sich geholfen habe, liegt mancher Äußerung von ihm zugrunde. Nießsche fühlt sich von seinem Leibe beherrscht: große und kleine Vernunft, Selbst und Ich, Leib und Geist. Das physiologisch Wissenschaftliche schwebte ihm dabei vor, das von Ärzten so vielfach Gesuchte und Erstrebte, weshalb ja Rée noch Medizin studierte und Nießsche mit ihm an eine große Universität wollte. Er beklagte damals, daß er in naturwissenschaftlicher Beziehung so unwissend sei und seine Zeit mit dem leeren Kram der Philologie vergeudet habe. Es war bei Nießsche oft Beängstigung und Einseitigkeit des Denkens; er konnte sich oft an einem erworbenen Schatze nicht freuen, wiewohl er sich ihn nutzbar machte. Er meinte dann immer die Wahrheit und das zu Erstrebende läge in anderer, bestimmter Richtung, zu der er sich neu angeregt fühlte. Aber ebenso schnell verschwand die Phantasmagorie des neuen Ausblicks, er war zu ruhiger Betrachtung, zum objektiven Ergebnis nicht eigentlich geschaffen. Es ist ganz sicher, daß ein subjektives, körperliches und geistiges Lebensgefühl dem Inhalte dessen, was man seine Moralisierungskunst nennt, die Form gegeben haben. Es war nichts Wohliges in Nießsche, es waren unerträgliche Spannungen in ihm, denen Ausdruck zu geben ihn verlangte und für die er sich in der griechischen und in der christlichen Welt nach Entsprechendem umsah. Was Wunder, daß er diese in der christlichen Welt sehr viel mehr fand. Aber er hatte die griechische Welt studiert, in ihr gelebt. Doch vertrug er diese Welt nicht, trotzdem er ihre Größe erkannt hatte und das Unbedingte, Sichere daran christlichen Halbheiten und Schwerfälligkeiten vorzog. Er sprach es oft aus, wie sehr ihm christliche Vor-

Das Problem
der Leiblichkeit

Ungriechische
Gefühlsart

stellungsweise und Gefühlsart eigentlich gepaßt habe, so sehr, daß er beim Anhören des Parsifal meinen konnte, in der Jugend diese Art Musik selbst gemacht zu haben. Nietzsche war später weit mehr im Alten und Neuen Testament zu Hause als bei den Griechen, die er wohl zulezt gar nicht mehr verstand, sondern immer nur in ihrer Beziehung auf das Christentum und ihrer Wirkung auf sein Körperlich-Seelisches, — eine ganz abgezogene Art, die den Geschmack am wirklich Griechischen verdirbt.

Bedürfnis der
Mythik

Nietzsches Griechentum scheiterte an dessen Philosophen. Dem mystischen, künstlerisch-schaffenden Prinzip, das er sich bei ihnen entdeckt, blieb er treu, und um seinetwillen vernichtete er die ganze spätere Welt, der er menschlich nahe stand. Es war recht eigentlich in ihm der Kampf zwischen ästhetisch-künstlerischer Anschauung und moralischem Bewußtsein entbrannt, und aus diesem Kampf heraus, der für Nietzsches denkende und lebende Art Niederlagen und die glücklichsten Siege bedeutete, ist er wohl zu verstehen. Nietzsche war Dichter, Musiker, Philosoph, Pädagog, Philanthrop, wenn auch keineswegs Sozialist. Man denke sich die Vielseitigkeit der Ansprüche der eigenen Natur an sich. Als Pädagog und Philanthrop war er entzückt, als er mich einmal mit Pestalozzi beschäftigt vorfand; als Philosoph, da ich ihm sagte, dies ganze humane Streben müsse nun eben auf andere geistige Errungenschaften gebaut werden. Vorwiegend war Nietzsche Effektier des Geistes mit künstlerischer Gestaltungskraft und Sprachbegabung.

Nietzsches religiöse
Wirkungen

Ich meinte immer, daß Nietzsche, trotz aller Gegnerschaft zum Christentum, kein Feind der Religion sei, so fern er ihr stand, und sogar selbst religiöse Wirkungen hervorzubringen imstande sei. Der Übermensch als Ersatz Gottes, die Lehre der Wiederkunft als Ersatz der Unsterblichkeit schienen mir allerdings keine sehr tragkräftigen Schwärmereien. Selbsterhöhung — Wiederkehr des Gleichen! Nietzsche verlangt ja auch nie Glauben, es ist nur eine solche Inbrunst des Strebens nach Weltanschauung in ihm. Man möchte doch sein geliebtes Leben nur wieder leben, um es anders leben zu können, ein höheres Bewußtsein damit zu verbinden. Auch passen die beiden Vorstellungen so schlecht zusammen; es sind nicht zwei verbundene, sondern zwei sich ablösende Gedankenreihen in Nietzsche. Wie mein Mann sagt, hat Nietzsche nie aufgehört, über den Sinn und Zweck des Lebens nachzudenken, er hat, dank seiner künstlerischen Begabung, die sehr durch Prunk und

farbe in die Sinne fällt und vielleicht manchem dadurch das Sinnfällige der Religion ersetzt, einen sehr mannigfaltigen, hin und her geworfenen Gedankenschatz der Welt vermittelt. So anziehend seine Persönlichkeit war und ist, ich war oft durch das Gefühl bedrückt, daß er nicht bestimmt weiß und es daher nicht ratsam sei, lange bei Nietzsche lernen zu wollen.

Nietzsches Bedürfnis der Sentimentalität ist gewiß. Sie ist ihm leider nur zu oft im Wege gestanden und hat ihm schlimme Halbbefriedigungen aufgenötigt. Sie hatte sich an der Anschauung der Freundschaft im Altertum erhoben und gekräftigt. Sie konnte für ihn als Lebenskünstler doch nicht von eigentlicher Bedeutung werden. Der Wille zur Freundschaft war bei ihm nicht stark genug, mehr war ihm am pathetischen Zustand gelegen. Er warf Rohde vor, daß er nicht wenigstens persönlich mitging und wirft später Overbeck vor, daß er nicht sachlich mitging. Lag im letzteren Falle wenigstens dazu eine Verpflichtung oder auch nur die Aussicht auf eine Annehmlichkeit vor, unter freien Geistern und Männern? Nietzsche sah gar nicht, wo er andern weh tat, die nicht herkömmliche Vorurteile hatten, oder nur selten. Die Vorurteile waren für ihn von so großer Wichtigkeit, daß er sie sogar achtete und Wert auf sie legte, um eine bedeutende Kampfposition gegen sie zu finden. Daraus sind manche seiner herrlichsten Stellen entstanden. Ein freier Mensch fragt sich: ist es der Mühe wert? Nietzsche fühlte in sich eine wunderbare Kraft der Satire. Auf der anderen Seite hatte er in seltener Weise das Bedürfnis der Güte und Schonung gegen andere. In einem Sommer, Anfang der 80er Jahre, da er uns besuchte, sprach er erschüttert davon, daß er sich noch ins Gefängnis bringen werde, worauf ich ganz heiter erwiderte: „Ach, Herr Professor, da besuchen wir Sie ganz gewiß.“ Er wurde sogleich ruhig und munter. Nietzsche war und blieb in sich unsicher, das ist die Ehrlichkeit seines Charakters und seines Verstandes. In der Güte und Nachsicht, die ihn wirklich geradezu anfielen, verwirrte er sich oft und geriet in innere Abhängigkeit, statt in Freiheit, geriet in Verzweiflung und Entrüstung, daß sein edles Streben — natürlich dessen Schwäche — durchkreuzt und ausgenützt werde. Und wenn dieser Kampf ausgewütet hatte, war er doch wieder bereit, in derselben Weise von vorne anzufangen. Nietzsche, der Verächter des Mitleids, experimentierte fortwährend damit. Er züchtete es sich noch mehr an, um es zu vivisezieren, es zu entdecken wie das Christentum und

Nietzsches Halb-
befriedigungen

Nietzsches ehrliche
Unsicherheit

es dann der Menschheit zu migraten. Dabei ging aber Vorbildlichkeit verloren. Nietzsche weiß dann allzu oft nur, wie man es nicht machen soll, er ist „voll eigener und fremder Falschheit“. „Meine Ziele, meine Ziele“, konnte er dann verzweifelt ausrufen. Es entstand Ekel daraus. Den sachlichen Ekel an der Welt hatte Nietzsche nicht überwunden. „Die Welt, so wie sie ist im kleinen und im großen“, ruft er im Kapitel „Der Gene-fende“ des dritten Zarathustra, „ist ekelhaft.“ Und um diesen Ekel zu betäuben, greift er, wie immer, wenn ihn eine Sache plagt, zu mystisch-künstlerischer Extase und befreit sich ebenso scheinbar, als die Welt des Guten und Bösen ihm eine scheinbare war.

Die „kurze Linie“

Nietzsche war ein schwerkranker Mann, der sich über die Gefährlichkeit seines Zustandes fortwährend in Illusion hielt, um es auszuhalten. Er konnte sich nicht leicht harmonisch zusammenfinden; denn alle Arbeit litt bei ihm die jähesten Unterbrechungen. Jede erzieherische Tätigkeit, nach der ihn manchmal großes Verlangen trug, war deshalb ausgeschlossen. Er litt wirklich am Kopfe. Kranke oder kränkliche Menschen, deren Kopf frei ist, können sich immer noch etwas zumuten. Bei Nietzsche war alle paar Wochen die Erschöpfung so vollkommen, daß alles unmöglich war. Man muß dieses Leiden mit in die Wagschale werfen. Es legte ihm geradezu die kurze Linie auf, während ihn nach der längsten verlangte. Wie oft glaubte er umlernen zu müssen, nichts zu wissen, sich reinigen zu müssen, sich unreinen Händen entwunden zu haben. Er lebte schließlich in der Einbildung nur noch mit der Größe zusammen. An seinen Werken und Briefen fesselt das stark Persönliche eben doch mehr als die eigentliche Durchführung seiner Gedanken, so viele Gedanken auch Nietzsche gehabt hat. Zu seinen großen Unsicherheiten gehörte, daß er immer sein Echo zu hören verlangte und ihm doch zugleich davor graute.

Was war nun eigentlich Nietzsches Sache? Er wollte die Moral historisch fassen und das Gewissen philosophisch umgestalten aus dem freien Individuum heraus, das der Stärke seines Willens seine Fähigkeiten und seine Leidenschaften zuführt. Der dreifachen Begriffsreihe Historie, Theologie, Christentum setzte er seinerseits die Dreierheit entgegen: Leben, Philosophie, freie Individualität. Nun denke man sich die Fülle der Gesichtspunkte, die sich da ergeben und die alle Nietzsche nachzudenken sind. Nietzsche haßte alles begriffliche Systematisieren, er wollte dem Leben selbst seine Geheimnisse ablauschen und alles überstrahlen, was eine so reiche

Vergangenheit dem Menschen an Wohl und Wehe zugefügt hat. Es war hier allerdings ein Riesenplan vorhanden. Niezsches Seele war eine weit sich ausdehnende Wunschseele, die alles mit der Inbrunst der Liebe und der Verachtung zugleich an sich drücken und verwandelt entlassen wollte. Und zwar nicht von außen betrachtend und kritisierend, sondern aus dem Kern des Lebens gestaltend! Sein Kampf gegen Christentum, bisherige Philosophie und Moral haben einen weltgeschichtlichen Charakter, und dieser Charakter wendet sich gegen Sünde, Erbsünde, Verdammnis der menschlichen Eingeweide; gegen die Vernunft, die das Leben meistern und beschränken wolle; gegen Unlust, Leiden, Langeweile, Not als dem echter Moralität zugrunde liegenden Zustande, alles dies Formen der Lebensverneinung. Ein schlimmes Kapitel Schopenhauers hat bei Niezsche besonders stark gewirkt, der Gedanke, daß der Mensch nicht zur Mitfreude veranlagt sei, nur auf dem Umwege früherer Teilnahme am Mißgeschick, sich am Wohlergehen eines andern wenigstens vorübergehend interessiren könne; das Wohlergehen hingegen geeignet sei, Neid zu erregen, woraus sich der schon sonst verbürgte Schluß ziehen lasse, daß Not der positive Zustand des Menschengeschlechts, Mitleid allein der wahre Grundtrieb echter Moralität sein könne. Dagegen lehnte sich Niezsches Ekel auf, das empörte ihn. Er wies er das Glück als die Folge engbrüstiger Tugend aus der Moral und redete dort einer stolzen Härte das Wort; bekämpfte er die Vernunft, von deren Vorhandensein und Zurateziehen in seinem eigenen Leben die entschiedensten Zeugnisse vorhanden sind, gegen die sich bei ihm aber der schärfste, behendste, wahrhaft dämonisch gewordene Verstand kehrte und sich selbst samt der Vernunft zur Selbstzerfleischung zwang: — in der Dialektik der Affekte führte er die Lust, die Begründerin des Wohlwollens und der Mitfreude, den dionysischen Trieb, der zugleich Träger des Schmerzes und des Leidens ist, als höchsten und letzten Grund- und Schaffenstrieb ein. Ihm, dem Gegner der Metaphysik, erwachsen Ausblicke in das Weltganze. Götzendämmerung und Antichrist, diese beiden vorhandenen Umwertungen, erheben sich zu wahrem Hochgesang schneidender Satire aller Lebensverneinung, auf Grund des dionysischen Lebensgefühles, des Ja- und Amen-sagens zu Leben und Realität. Wir müssen erwarten, daß im Ecce homo der dionysische Dithyrambus noch einmal voll erklinge und ausklinge. Ich erinnere mich, wie Niezsche schon im

Sein Kampf
gegen welt-
geschichtliche
Positionen

Sein Hohn auf
die Lebens-
verneinung

Anfang der 80er Jahre, wohl 1883, uns seine tiefe Freude aussprach, das Bewußtsein erlangt zu haben, seine Ja und seine Nein zusammenschließen zu können. Die Gewalttätigkeit, mit der er, „eine Linie, ein Ziel“ suchend, in die Satire alles hineinpresse und fast alles gering schätzte, was bis jetzt gedacht, gefühlt und gelebt wurde, fiel ihm nicht auf. Nichts verwirrt bei Nietzsche so sehr, wie dessen eigener Zwiespalt in der Behandlung von Historie und Leben. Er hebt Realität und Leben auf den Schild, verwirft Historie als Leben und Realität, verlangt historischen Sinn da, wo ihm Ansätze zu Realität gegeben schienen, macht dem Geist, der Vernunft den Krieg. Nietzsche ist in alledem sehr logisch, aber wir fühlen uns doch in unerträgliche Formeln eingezwängt. Schließlich verurteilt und erstickt dieser lebensfreudigste aller Denker eben doch Leben. Er will an der Grenzscheide zweier Alter stehen, wo das wirkliche Leben erst allgemein beginnt und die historische Verbildung ins Grab sinkt. Und das derselbe, der nichts von „wahren“ Dingen wissen wollend, alles auf die Wirklichkeit abstellt und nun das wirkliche Leben wirklicher Menschen, weil sie sich in den verschiedensten Begriffsbildungen und Moralitätsvorstellungen herumschlügen, für nichts achtet. Er macht Ausnahmen, besonders zugunsten von Individuen. Kant gehört nicht zu ihnen, die Karikatur, die er von ihm gibt, fällt sehr auf. Dessen Einführung der Moral hat er sicherlich nicht alles entnommen, was ihr zu entnehmen war. Kant hat seinen kategorischen Imperativ nicht auf das einseitige Sollen gestellt, das Nietzsche ihm vorwirft und selbst nicht entbehren kann. Er führt uns vielmehr sachte durch die Reihen der Wollen — Können — Sollen, der Artbildung, die Nietzsche ja nicht unbekannt ist.

Seine Moral als
Tragödiethema

Einmal sagte Nietzsche mit wahrer Leichenbittermiene — es war von Napoleon die Rede gewesen — es sei nun doch eben ein Elend, daß die Welt in wenig Starke und viele Schwache zerfalle, die diesen Starcken zum Raube dienten. Ich sagte, vorstellen dürfen wir uns das nicht so, wiewohl es nicht zu leugnen ist, daß viele Menschen nicht zu ihrem persönlichen Rechte kommen durch Krieg, durch Krankheit, durch Unterdrückung. Es besitze ja aber auch der Unterdrückte die Fähigkeit, sich durch ein seelisches und materielles Wollen zu einer Herrschaft aufzuschwingen, von der ein aus erster Hand Herrschender nichts habe noch ahne, und könne in seiner Art sich des höchsten Glücksgefühls erfreuen. Nietzsche stimmte dem zu, rangierte aber natürlich alles um und

anders ein. Ein andermal war er tief gedrückt durch das Bewußtsein, daß er als kranker Mensch eben nicht zu den Starken gehöre, der Menschheit nicht das letzte Wort sagen könne; er sei von zu vielem ausgeschlossen, gewissermaßen ein Ausgestoßener. Dies war wirklich herzerreißend. Wir lehnten ab, daß dies auseinander folge, und wiederum später versicherte er mich, welches hohen Glücksgefühls er fähig sei. Diese Gespräche fanden vor seinem Wegzuge von Basel statt. Nietzsche wollte durchaus den Gegensatz von Herren und Sklaven aufstellen, ein Tragödienthema, worauf es ja bei ihm immer eigentlich hinaus wollte.

An der Tragik alles Lebenswillens hing Nietzsche fest. Er sagt den Pessimismus überwunden zu haben; doch Untergang und Vernichtung bleiben stehen. Er war tief erfüllt von der Unzulänglichkeit alles Gewordenen und Werden, jeden Begriff von Schuld leugnete er, er sah über das einzelne hinweg in den großen Ring des sich ewig Schaffenden, aber an diesem Ring mußte der Wurm der Wiederkehr alles Gleichen nagen. Das individualistische Prinzip war auf Gott Dionysos gestellt, auf tiefste Lust in Ewigkeit; der Tod, der das Leben selbst ist, konnte ihm nicht Untergang bedeuten, aber es gelang ihm nicht, sein individualistisches Prinzip in den ewigen Strom ewiger Verwandlung zurückzubilden. Der Ekel, Nietzsche als bestimmtes Individuum, stand immer wieder auf. Ein tragischer Zwang spricht aus Nietzsches Entschluß, alles wiederkehren zu lassen, höchste und letzte Selbstüberwindung. Er warf sich ihr selbst als Opfer in die Arme. Tragik ohne Schuld, als Verhängnis im dionysischen Mysterium. Ich erinnere mich, daß Nietzsche mehrmals danach fragte, was ich vom Sanctus Januarius hielt und mich zuletzt sagen ließ: auch darin sei Ascese. Wahrscheinlich fragte er um des Wiederkunftsgedankens willen, der klar durchgeführt den zweitletzten Aphorismus bildet. Hier fand er sein Schwergewicht und blieb ja dem Sinne der Erde treu, wie er später im Zarathustra sagt. Diese mechanistische Gleichheitshaspel wehte mich aber kalt und leblos an. Ich begriff nicht, wie der Dichter der Selbststeigerung, der an Abstammungslehre und Selektionstheorie anknüpfende Philosoph des Übermenschen dazu kam. Ich dachte, das Geheimnis der Welt läge eher im Ungleichen aufgeschlossen, was durchaus nicht pessimistisch ist. Menschlich geredet: alle Möglichkeiten dürfen und sollen Wirklichkeiten werden, alles was in der Anlage vorhanden ist, drängt in die Erscheinung, das Leben; und zwar funterbunt durch Mannigfaltig-

Mechanistische
Gleichheitshaspel

keit und ihre unablässige Mischung und Zerteilung, so daß nie auch das Geringste sich wiederholen kann, sich einander zugleich Freund und Feind, nah und fern ist, Staunen, Wißbegier, Gefallen und Mißfallen nie fertig werden. Es hat nie zwei gleiche Menschen gegeben, nie zwei gleiche Gedanken, kein Grashalm ist wie der andere. Erde und Menschen sind gekommen und gehen. Warum soll die Zeit ewig sein und die Kraft beschränkt?

Nietzsches Respekt
vor dem Gottes-
gedanken

Ich hatte Nietzsche schon früher gesagt, daß die christliche Religion mir nicht Trost und Erfüllung geben könne und ich den Gedanken und das Gefühl in mir trage, in allem der ganzen Menschheit Los zu tragen. Ich wagte es auszusprechen: der Gottesgedanke habe zu wenig realen Inhalt für mich. Er erwiderte gerührt: „Dies sagen Sie nur, um mir beizuspringen, geben Sie diesen Gedanken nie auf! Sie haben ihn sich selber unbewußt; denn so wie Sie sind und ich Sie stets, auch jetzt wiederfinde, beherrscht ein großer Gedanke Ihr Leben. Dieser große Gedanke ist der Gottesgedanke.“ Er schluckte mühevoll. Seine Züge waren ganz aufgewühlt, um darauf steinerne Ruhe anzunehmen. „Ich habe ihn aufgegeben, ich will Neues schaffen, ich will und darf nicht zurück. Ich werde an meinen Leidenschaften zugrunde gehen, sie werfen mich hin und her; ich falle fortwährend auseinander, aber es liegt mir nichts daran.“ Dies seine eigenen Worte vom Herbst 1882! Solche Offenheiten hat uns Nietzsche gespendet! Man kann sich denken, wie schwer ich daran trug, und welchen Respekt ich vor ihm hatte und habe. Der Reichtum und das Unglück in diesem so begabten Menschen — ich empfinde es fast wie eine Nichtswürdigkeit, über ihn von mir aus zu reden, dem ich so viel von meiner Selbständigkeit danke. Nietzsche ist für mich eine gewaltige Schule gewesen, ohne daß ich eigentlich seine Schülerin war. Dazu war ich als Frau von 28—34 Jahren zu alt. Aber es war ein Kampf, in dem zu nehmen war. Er hat sich mir tief eingeprägt, und jedes seiner Worte hat für mich seinen Sinn. Wie es im Zarathustra heißt: Ich gebe jedem das meine.

Sein Anspruch
absoluter
Einzigkeit

Der normale Mensch, so hoch begabt er auch ist, findet immer die Nähe anderer. Nietzsche haßte den normalen Menschen, weil er keiner sein konnte, zu absoluter Einzigkeit verurteilt war und erhob sich über ihn im Gefühl der schweren Arbeit, die ihm seine Einzigkeit kostete, und auch wohl im Gefühl ihres Raritätswertes. Er war von Hause aus besonders veranlagt und erzog sich in diesem Sinne. Nietzsches Glück und sein Wunsch, für

die Ewigkeit zu werten, lagen für ihn unerreichbar in der Ferne; sein Schicksal aber lag in der Nähe und war die bedingte Einzigkeit seiner Natur. Wie könnte Nietzsches Werk je anders wirken, als das eines heroisch tragischen Menschen! Absolute Vorbildlichkeit war sein brennender Ehrgeiz in der Theorie, er ist jedenfalls ein ganz persönlich ausgebildetes Individuum und verbietet als solches niemand größer und glücklicher zu sein. Es ist für niemanden ein Vorwurf, wenn er Nietzsche abgelehnt hat auf Grund der Nietzscheschen Sache selbst. In dunklen Ausdrücken loben: Größe, Positives, geniale Tendenz — ist leblos. Lob ist überhaupt nichts, es muß geredet werden. Was hätte Nietzsche von Nietzsche, aber durch ihn und seine Probleme angeregt. Das bleibt ja einer sicheren Zukunft vorbehalten. Was hätte Nietzsche gemacht, wenn er sich selbst in einem andern gefunden hätte? Sich oder ihn umgebracht, er hätte es nicht ertragen! Aber es ist nicht wahr, daß Overbeck zu Nietzsches Sache glaubenlos stand und daß er ihn vollkommen abgelehnt hätte, wenn er ihn nicht persönlich gekannt hätte. Nur sah er in Nietzsche ein Stück Arbeit, keinen absoluten Höhepunkt, wie hoch er auch von ihm dachte. Er wollte ruhig die Kassette mit den Briefen 25 Jahre uneröffnet stehen lassen, ohne zu befürchten, daß der Inhalt veralte. Mein Mann hat viel mehr und Positiveres über Nietzsche zu sagen gehabt als jemals ein zünftiger „Nietzscheaner“. So kleine, enge Leute suchen immer das Positive am närrischen Ort und wären imstande, hier Pfaffentum einzunisten. Sie sollen sich doch alle bitteren Empfindungen sparen, wenn die Komödie auch anders ausgeht, als sie erwarten und ihr Bieder-sinn vorschreiben möchte. Wer durch Nietzsches Welt gegangen ist, weiß wenigstens daher, wenn er es sonst nicht weiß, daß solch billiges Moralisieren ebenso töricht ist, wie eine Registrierung der Menschen auf hierarchischer Leiter. Mein Mann verstand Nietzsche aus eigener Arbeit der Seele und war wohl imstande, jeden Abdruck von Nietzsches Wesen zu respektieren. Es ist überflüssig danach zu fragen, ob er ihn geliebt und gewürdigt hat. Er hat alles für ihn getan, was in seiner Macht lag, und das war unendlich mehr, als Fanatiker und selbst kluge Leute ohne weiteres verstehen können.

Overbecks Ver-
ständnis für
Nietzsche



Nietzsches Auf-
treten im Kolleg

Nietzsche als Dozenten und in seiner äußeren Erscheinung schildert Ludwig von Scheffler mit unvergleichlicher Anschaulichkeit: „Ich hatte nicht erwartet, daß der Professor, wie Burckhardt, im Feuer der Gedanken ins Zimmer hineinstürmen würde. Auch erfuhr ich es wohl schon, daß ein herausfordernder Ton beim Schriftsteller nicht stets seinem Benehmen als Privatmann entspricht. Eine solche Bescheidenheit aber, ja Demut fast des Auftretens war mir bei Nietzsche denn doch überraschend. Dazu eine eher kleine, als mittelgroße Gestalt. Der Kopf auf dem gedrunghenen und doch zarten Körper tief in den Schultern. Und das Gesicht durch die schillernde Muschelbrille und den tief herabhängenden Lippenbart um jenen geistigen Ausdruck gebracht, der auch kurzgewachsenen Männern oft etwas Imponierendes verleiht. Und doch sprach nichts weniger als Gleichgültigkeit gegen den äußeren Eindruck aus dieser ganzen Persönlichkeit. Da sah man nicht das kurzgeschorene Haar Jakob Burckhardts, nicht seine grobe Wäsche, nicht den ans Schäßige grenzenden, abgetragenen Anzug, wie er schlotternd an der kraftvollen Figur des lachenden Stoikers hing. Nein, Nietzsche hatte sich der Mode des Tages anbequemt. Er trug hellfarbige Pantalons, ein kurzes Jackett dazu, und um den Hals trugen flatterte eine zierlich geknüppte Kravatte, die ebenfalls in lichter Farbe gehalten war. Nicht als ob etwas Auffallendes mit dieser Toilette verbunden gewesen wäre. Nietzsche suchte wohl auch weniger den Dandy zu markieren — wann ist das auch dem deutschen Professor jemals gelungen?! — als er etwas Künstlerisches in seiner Erscheinung anstrebte. Dafür sprach auch das langgewachsene Haar, das freilich nicht in Locken, sondern nur in Strähnen das blasse Gesicht umrahmte. Wie weit entfernt jedoch von künstlerischer Ungebundenheit war, was dieses Mannes Art sonst bezeichnete! Schweren, fast müden Ganges trugen ihn die feinbeschuhten kleinen Füße zur Kathedra empor. Dann verschwand die Gestalt des Sitzenden bis zum Kopfe hinter der Brüstung. Der Professor nahm die Brille ab, und ich sah zum erstenmal seine Augen. Überaus kurzsichtige, stumpfe, durch eine Besonderheit nur befremdlich wirkende Augen! Denn während die überflutende dunkle Pupille überaus groß schon erschien, war sie trotzdem noch durch das Weiß des Augapfels nach den Lidern zu überragt. Das gab dem Blicke, wenn er im Profil

Nietzsches Augen
und Stimme

erschien, etwas Aufgeregtes, Grimmiges. Der falsche Ausdruck, den die Photographien Nietzsches zeigen! In der Tat hat das Auge des milden, gütigen Mannes nie diesen Zug besessen. Der Rhein rauschte im Fortissimo des Orgeltons, und mir ward bange, wie die Stimme des Dozenten trotz der geschlossenen Fenster ihn würde übertönen können. Aber das war nun eben das Erlebnis, was mich gefangen nahm, verwirrte: Nietzsche hatte eine Stimme! Nicht den Vollton des Redners, noch jene scharf artikulierten, im Grunde jedoch unwirksame Modulation, wie sie das Pathos manches Universitätslehrers charakterisieren. Nietzsches Sprache, weich und ungekünstelt, wie sie sich seinen Lippen entrang, hatte nur eines für sich: sie kam aus der Seele! Daher der stark sympathische Zug, der sich dem Hörer sofort mitteilte, jene unwiderstehliche Gewalt, die mir Vorstellungen nahe führte, die, nur gelesen, zu dem heftigsten Widerspruch mich würden gereizt haben. Und noch heute wirkt er in mir nach, der Zauber dieser Stimme! er legt sich mildernd, verklärend über die heterogensten seiner Aussprüche. Der kennt Nietzsche nur halb, der die deutende Melodie seines gesprochenen Wortes nicht erfahren."

Über Nietzsches Verhältnis zu Platon bemerkt Scheffler, der in diesem Punkte dank seinen bei dem Logiker Karl Prantl erworbenen Vorkenntnissen als sachverständiger Beurteiler zu gelten hat: „So wie Nietzsche Platon darstellte, waren die Dinge oft geradezu auf den Kopf gestellt. Ein Beispiel davon ist mir namentlich in Erinnerung geblieben. Das Bild von den Höhlenmenschen und dem Philosophen. Wer entsinnt sich nicht aus Platons „Staate“ des wunderlichen Vergleiches von der unterirdischen Wohnung der Vielen (Nietzsche macht später die „viel zu Vielen“ daraus), die von allen Dingen zeit lebens nur die Schattenbilder erblicken, welche die wahren Vorgänge hoch über und hinter ihnen auf ihre Höhlenwand werfen. Nur der Philosoph schwingt sich aus diesem Gefängnisse hinaus und hinauf. Er dringt in die Gegend der Erkenntnis, in das Licht der Sonne! . . . Nietzsche zwingt, ganz gegen den Geist Platons, den Denker wieder in sein Verließ hinein! Ich höre sie noch, die befremdenden Worte: „Der Philosoph lebt wie in einer Höhle. Er sieht nichts und hört nichts. Er erblickt nur in der Weltflucht das Heil des Seins. . .“ Über Züge, die Nietzsche mit dem Grafen August von Platen teilt, äußert sich Ludwig von Scheffler, wozu

Die viel zu Vielen
bei Platon

Der „Erzß von
Reinheit“ bei
Platen und
Nietzsche

er als Herausgeber der Platenschen Tagebücher besonders berufen erscheint: „Wie groß die Ähnlichkeit beider Männer in ihrer Gemütsanlage sei, war mir von jeher Überzeugung. Bei Platen sprechen dafür die alles sagenden Memoiren, bei Nietzsche hat mich das Leben, die Erfahrung selbst darüber belehrt! Und wie ich zu einer Zeit schon bei der Lektüre Nietzsches aushielt, wo alle Welt entrüstet an ihr vorüberging, an diesen „Widersprüchen, diesen Blasphemien, dieser Selbstüberhebung, die in der hochtönenden Sprache keine Grenze fand!“ — so ist mir sein großes warmes Herz auch fernerhin der alleinige Erklärungsgrund für diese vermeintlichen oder wohl auch selbst von mir empfundenen Inkongruenzen geblieben. Ich fühlte, daß, wer von Anfang an mit seinem besten Empfinden sich vom Nächsten zurückgestoßen sieht, von Haus aus sozusagen „jenseits von Gut und Böse“ steht. Er anerkennt keine „göttliche“ oder „menschliche Ordnung der Dinge“, die für ihn keinen Platz besitzt. Er empfindet nur sein Schicksal, gegen dessen Härte selbst sein bitterster Hohn wie ein unschuldiges Kinderwort berührt. Denn er ist allein!! . . . In diesem Sinne waren Platen und Nietzsche große Dulder! Aber Nietzsche war ebenso wie der Dichter ein Held, ein großer Kämpfer! Und darin lag mehr wohl noch die Anziehungskraft seiner Persönlichkeit, als in dem Glanze seines geistigen Wesens: er war eine tief ethische Natur! Aber diese Reinheit, ja dieser „Erzß von Reinheit“, wie Platen die verwandte Seelenstimmung mit Recht bei sich benennt, war eben — eine errungene! Sie wirkte in der Nähe Nietzsches wie ein stärkendes, alles ihr Fremde zugleich abwehrendes Arom. Ich habe Männer gekannt, die mit ihrer Liebenswürdigkeit, ihrem Geiste zweifelsohne faszinierender sich gaben. Einen ruhigeren und doch das Tiefste der Seele in uns aufrührenden Menschen sah ich nie!“

An dem Zusammentreffen von Schefflers mit Nietzsche ist von besonderem Belang, daß es als eines der frühesten Beispiele zu gelten hat für Nietzsches Ehrgeiz und Unfähigkeit zugleich, Adepten an sich zu ketten: „Einmal sollte ich mich in besonderster Lage ihm gegenüber befinden. Allein mit ihm Kolleg! Ja einmal hat er nur mir allein seinen Vortrag gehalten!! Köselitz war aus irgend einem Grunde nicht auf der Universität erschienen. Und auch ich hatte mich fürs Kolleg verspätet. Der Professor wartete schon in dem Hörsaale! Ich war höchst betroffen, ihn so zu sehen, und gefaßt auf eine empfindliche Be-

merkung. Statt dessen wurde ich mit der größten Freundlichkeit, ja mit einer mir an ihm ganz neuen Heiterkeit empfangen. Er reichte mir lächelnd die Hand und schwang sich dann elastischer denn je zum Katheder hinauf: Er habe es geahnt, daß wir heute nicht unserer drei sein würden. Darum wolle er auch nicht mit seinem gewohnten Vortrage fortfahren, sondern mir ein philosophisches Intermezzo bieten. „Etwas“ — er zog ein Manuskript aus der Brusttasche und zauderte ein wenig mit der Stimme — „etwas, das ich Frau Wagner einmal vorgelesen!“ Ich steckte trotz der freien Basler Luft noch immer viel zu voll von akademischem Hochmut, als daß diese Erklärung mich nicht befremdet haben sollte. Ein Kolleg von der Kathedra herab, das man einst einer — Dame gehalten!? Und wäre diese auch eine Diva, Frau Cosima gewesen!? Ich nahm das ein wenig übel und fühlte mich in jene renitente Stimmung zurückversetzt, mit der ich mir die ersten Vorlesungen Nietzsches verleidet hatte. Wie bald sollte ich jedoch durch die Sache selbst gefangen genommen werden! Nietzsche gab eine Art Einleitung zur platonischen Philosophie. Er ließ die sogenannten Vorplatoniker in einer Reihe fesselnder Gestalten an meinem innern Auge vorüberziehen. Da er sie zugleich redend einführte, las er langsam, um ihre gedankentiefern Sätze um so eindringlicher in mein Gemüt zu senken. Wie eine schimmernde Wolke (und Nietzsche selbst gebrauchte so gern das Bild der Wolken!) wälzte sich das groß und prächtig dahin. Aber eines jener erhabenen Gebilde löste sich mit deutlicheren Umrissen aus jenem zerfließenden Gewoge. Hier überkam auch die Stimme des Lesenden ein leichtes Beben, hier sprach sich ein innerster Anteil an seinem Stoffe aus: Heraklit!! Es wird mir unvergeßlich bleiben, wie Nietzsche ihn charakterisierte. In seinem Nachlasse wird sich auch, wo nicht jener Vortrag, so doch das über den Weisen von Ephesos Gesagte wiederfinden. Mich aber überläuft stets ein Schauer der Ehrfurcht, wenn ich an den ergreifenden Schluß der Vorlesung denke. Worte Heraklits! Sie faßten nach Nietzsche den innersten Beweggrund des Denkens und Trachtens des jonischen Philosophen (und seines eigenen?) zusammen. Er holte Atem, um den Satz auszusprechen. Voll ertönte dann dieser in dem Wohlklang des griechischen Urtextes. Tonloser und doch verständlich in Deutsch. Nietzsche faltete dabei die Blätter seines Manuskriptes zusammen: „Ich suchte mich selbst!“ Das Rauschen des Rheins war wieder allein nur hörbar, als wir beide

Ein
philosophisches
Intermezzo über
Heraklit

„Ich suchte mich
selbst!“

einige Augenblicke ergriffen schwiegen. Dann geschah jedoch ein Seltsames. Niehsche hielt nicht, wie sonst, seine Stimmung in weiterem Stummsein fort, sondern erklärte mir munteren Tones, daß er mich in meine Wohnung begleiten werde. Er habe mit meinem Hauswirt, der sein Versicherungsbeamter sei, geschäftlich zu tun, und dann reize es ihn auch zu erfahren, wie es sich am „Blumenrain“ lebe. So hieß nämlich das Stück Rheinufer am linksseitigen Brückenkopfe, wo ich wohnte. Ich war verdußt über die gesteigerte Liebenswürdigkeit meines Begleiters, scherzte jedoch auch alsbald über den poetischen Namen jener Straße und bot Niehsche sogar meinen Arm, als wir die Universität verlassen hatten. Denn sein tragikomisches Lamentieren über das schlechte Pflaster, das uns zur Rheinbrücke herabführte, war wirklich nur zu berechtigt. Ich suchte denn auch seine Aufmerksamkeit von den schmerzenden Füßen weg auf den Himmel über ihm zu lenken. Dickgeballte, weiße Sommerwolken zogen da am blauen Grunde langsam ihren Weg. „Wie Paul Veronese sie malt!“ machte ich halb für ihn, halb für mich die Bemerkung. Niehsche sah hinauf, blieb sinnend stehen; „und sie wandern!“, fügte er dann auch wie im Selbstgespräch hinzu. Da aber ließ er plötzlich meinen Arm fahren, um ihn ebenso heftig mit beiden Händen wieder zu erfassen: „Ich reise bald. . . . Die Ferien stehen vor der Tür. . . . Kommen Sie mit mir?! Wollen wir die Wolken in Veroneses Heimat ziehen sehen?!“ Ich war so betroffen über diese so unvermutete, dringende Einladung, daß ich zuerst kein Wort über die Lippen brachte. Dann schoß es mir blitzartig durch den Kopf, wie ich doch eigentlich gar kein Recht zu solcher Auszeichnung besäße. Wie „Peter Gast“ hierbei zunächst in Frage käme und ich selbst (zum gemeinsamen Reisen gehörte völlige Sympathie!) mich doch auch dem im übrigen verehrten Manne nicht so nahe verbunden fühlte. Ich senkte also verlegen den Blick und brachte eine ablehnende Entschuldigung hervor, die frostig genug geklungen haben mochte. Die Hände Niehsches glitten auch alsbald von meinem Arme. Ich sah verwirrt zu ihm hinüber und fuhr zugleich zurück vor der Veränderung, die sich in seinen Zügen vollzogen hatte. Das war nicht mehr der mir bekannte Professor, nein, wie eine leblose Maske starrte mir das verzerrte Gesicht des Mannes entgegen! . . . Für Augenblicke nur! Denn der Professor wandte sich von mir weg. Er nahm schnell die gewohnte Miene an, und unter gleichgültigem, aber um so frampfhafterem

Auf der Spur
nach einem
Adepten

„Wie eine leblose
Maske!“

Gespräche setzten wir den Weg bis zu meinem Hause fort. Was soll ich weiter berichten, was dann noch geschah? Nietzsche begleitete mich, wie er versprochen hatte, bis vor meine Zimmertür. Hier trat er jedoch nicht ein, verabschiedete sich vielmehr schnell, mich allein nur meinen Gedanken über das Vorgefallene überlassend. Ich fühlte, daß ich den edlen Mann ohne mein Wollen gekränkt und überhaupt eine große Torheit begangen habe. Denn welchen Gewinn mir eine Reise mit Nietzsche, einer so interessanten und, wie ich nun erfahren, auch warm empfindenden Persönlichkeit gebracht haben würde, begann ich erst jetzt zu meiner Beschämung mir klar zu machen. Im übrigen waren Skrupel damals noch nicht meine Sache." Es ist überaus bezeichnend und echt, wie Nietzsche diesen Jüngling an sich ziehen wollte und dieser ihn fahren ließ. Die Art, wie Scheffler dies erzählt, ist beste Nietzscheauffassung. Die leblose Maske! Auch hört man hier nichts von Nietzsches „schönen Augen“; diese Augen waren vielmehr etwas ganz anderes als schön! Wir haben hier wohl das erste ergreifende Beispiel von Nietzsches überhandnehmender Vereinsamung, die man fremder Schuld so wenig beimessen darf, als eigener Schuld; hier lag das tragisch Unüberbrückbare in Nietzsches Natur. So zog Nietzsche doch die Widerstrebenden an sich. Die persönliche Beziehung mußte sich gleich in eine allgemeinere, höhere Atmosphäre heben. Und da Nietzsche jung und anhangsbedürftig war, gab es immer viel menschliches Bedürfnis zu ersticken; doch vermochte Nietzsche schließlich immer auch solche Enttäuschungen nach der Selbstbefreiung hin zu wenden.



Die Tage seines Lehramtes in Basel erfüllten sich zusehends und damit die Zeit seiner wenigstens relativen Sesshaftigkeit, ehe er völlig zum „Fugitivus errans“ wurde. Die Krankheit forderte seinen Rücktritt. Eine heftige Krisis, die ihn während der Osterferien in Genf überfiel, ließ ihn zusammenbrechen. „Ich erhielt eine erschütternde Aufforderung des Freundes Overbeck, sogleich nach Basel zu kommen“, erzählt die Schwester (Biographie II, S. 323). Der Abschied wurde ihm bewilligt. Das Vorwort zum 4. Bande der Taschenausgabe enthält den Schriftwechsel zwischen Nietzsche und der ihm vorgesetzten Erziehungsbehörde, mit dem sich seine Enthebung vom baselstädtischen Staatsdienste vollzog. Das (S. X) mitgeteilte Schreiben, das in sehr herzlichem

Nietzsches Amts-
niederlegung

Tone „unsern wärmsten Dank für die treue Hingebung“ ausspricht und offenbar von dem damaligen Vorsteher des Erziehungsdepartements Dr. Paul Speiser erlassen war, begleitete die offizielle Verabschiedung durch den Regierungspräsidenten, damals Oberst Rudolf Falkner, in der Niehsche neben dem Dank für die „ausgezeichnete Art, womit er seines Amtes gewaltet“, ein Ruhegehalt von jährlich eintausend Franken für die nächsten sechs Jahre bewilligt wurde. Nach Ablauf dieser Frist ließ man die staatliche Pension stillschweigend weiter gehen. Außerdem sorgte man für eine weitere feste Jahreszubuße in der doppelten Höhe aus den Mitteln der akademischen Gesellschaft und einer zu dem Zweck aufgebrachten Privatsammlung. Alles in allem wird die Niehsche nach seiner Amtsniederlegung aus Basel zugeflossene Summe 50 000 Franken wohl überstiegen haben. Über die äußere Lage, in die sich Niehsche von nun an zu finden hatte, teilt seine Schwester mit (Biographie II, S. 480): „Mein Bruder hatte von Basel eine Pension von 3000 Franken und außerdem ungefähr 1000 Franken Zinsen von dem Rest seines Vermögens, so daß er über viertausend Franken verfügen konnte, ohne irgend wie auf den Ertrag seiner Schriften angewiesen zu sein. Allerdings bedrückte ihn die Basler Pension, von welcher er annahm, daß sie ihm ungern gegeben würde, so daß er hier und da Pläne machte, ob er sie nicht aufgeben könnte. . . . Es ist dem Teuren erspart geblieben, für den Lebensunterhalt schreiben zu müssen.“ Hinter diesen Satz hat Overbeck in sein Exemplar geschrieben: „Und eben das hat ihm niemand sonst als Basel erspart.“ — Overbeck hat immer eindringlich auf die schlichte, aber unumstößliche Tatsache hingewiesen, daß Niehsche der Hilfsbereitschaft der Stadt die Möglichkeit einer weiteren, wenn auch nicht glänzenden, so doch auskömmlichen Existenz verdanke.

Verständigung
der Freunde
durch Overbeck

Für Overbeck war Niehsches Wegzug ein Riß in seine liebsten Erinnerungen, zumal die Sorge um den Freund in beständigem Wachsen begriffen war. Er schreibt an Treitschke den 4. Mai 1879: „In diesen Tagen habe ich nun einen rechten Kummer durch den Abschied von meinem Freunde Niehsche, durch welchen Basel für uns gar traurig verödet. Der Zustand seines Kopfleidens ist so hoffnungslos geworden, daß er seinen Abschied genommen hat und wohl nur noch wenige Tage hier ist. Seine Leiden sind entsetzlich, wie sie mir zumal in diesen Tagen erschienen sind, verzweifelt.“ Von den Freunden zogen einige bei ihm Er-

fundigungen ein, so aus freien Stücken Gersdorff, weil er damals gerade mit Nietzsche die Fühlung verloren hatte. Er schreibt (19. Mai 79): „Von Schmeißner habe ich erfahren, daß es Nietzsche so schlecht geht, daß er sein Amt hat niederlegen müssen. Es würde mir lieb sein zu erfahren, wie es sich damit verhält, wer ihn pflegt, wohin er gegangen ist, und ob Frä. von Meyßenbug sich etwa wieder mütterlich seiner angenommen hat. Außer allem Zusammenhang mit der Welt höre ich nichts und möchte doch die Wahrheit wissen. Ich kann mich nicht direkt weder an Nietzsche, noch die Schwester, noch die Meyßenbug wenden . . . vielleicht haben Sie die Güte, mir Aufschluß über den wahren Sachverhalt zu geben, wenn Ihre Zeit es Ihnen erlaubt. Sie würden mir damit Freude machen: denn ich möchte wissen, ob ich irgend etwas tun kann, womit Nietzsches Lage erleichtert werden könnte.“ — Auch Rohde setzte sich mit Overbeck ins Einvernehmen — „ernstlich betrübt“; aber auch er war damals ohne briefliche Beziehungen mit Nietzsche, weshalb er es ebenfalls für richtiger hielt, sich an Overbeck zu wenden: „Sagen Sie ihm doch gleich in meinem Namen, daß unter allen Wandlungen seines Schicksals und seiner Gesinnungen ich ganz gewiß ihm das treueste Freundschaftsgefühl bewahrt habe und stets unwandelbar bewahren werde.“

Es stellte sich bei dieser Aussprache zwischen Rohde und Overbeck heraus, daß dieser in seiner Gesinnung für Nietzsche doch der Gläubigere war. Der erste Band von „Menschliches Allzumenschliches“ hatte Rohde in ein zum größten Teil schmerzliches Erstaunen versetzt; er fand den Titel verunglückt, und wie er im übrigen dachte, ist aus dem, an demselben Tage Nietzsche selbst geschriebenen Brief zu ersehen (Briefe II, S. 543/47). Von seinen zwiespältigen Empfindungen läßt er Overbeck mehr den Zweifel und die Abneigung erkennen. Was alle Freunde — außer eben Overbeck — vor allem stutzig machte, war die Entdeckung eines für ihr Gefühl gänzlich neuen Nietzsche. Sie hatten von ihm noch erwartet, er werde nach wie vor seinen alten hohen Forderungen nachtrachten, die sie selbst an ihrer eigenen Person freilich immer schon für unausführbar schmerzlich und über ihre Kräfte gehend empfunden hatten; dennoch — und es ist sehr ehrenvoll für Nietzsche, daß sie seine Absicht peinlich überraschte, er Nietzsche, glaubten sie, würde Vorbild und Erfüller seiner eigenen Ideale werden; daß nun auch er gewissermaßen versagt

Overbeck und
Rohde über
Menschliches All-
zumenschliches I

zu haben schien, enttäuschte sie und stimmte sie traurig. Sie hatten das Gefühl, es sei auch Nietzsche selbst zu schwer geworden, alle Last jener höchsten Forderungen in einer „erhöhten“ Praxis weiterzuschleppen, nun lasse er sich zurückfallen in jene sanften Wellenbewegungen der reinen Theorie, die er bis dahin wie ein lockendes Teufelswerk verflucht hatte; aber auf diese Weise es sich leicht machen, habe er nur gekonnt um den Preis des Hohngelächters auf seine eigenen einstigen Ideale.

Nietzsches
„Rêetum“

Hier tritt Dr. Paul Rée wieder auf den Plan. Einen Einfluß von ihm auf Nietzsches Wandlung anzunehmen, liegt nahe und bleibt das Natürlichste. Auch die Freunde meinten damals den Umschwung zurückführen zu müssen, auf den „geradezu unheimlichen Einfluß“, den Rée mit seiner Sophistik auf die im Grund so ganz verschiedene Natur Nietzsches gehabt habe. Was besonders Rohde dabei intrigierte und peinigte, war der offenbar diabolische Haß, mit dem Nietzsche auf seinem eigenen Jugendideal herumtrete. Sehr belehrend ist, worin Rohde angesichts dieser Abkehr Nietzsches von der „Gesundheit“ damals eine wahrhafte Heilung allein noch sehen zu können meinte: wenn Nietzsche sich nun mit anhaltender Arbeit den Griechen zuwenden wollte. Also dieses selbe Buch, von dem seine Schwester wörtlich sagt (Biographie II, S. 305): „In der neueren Philosophie meines Bruders war für das Christentum überhaupt kein Platz mehr“ —, faßten die Freunde, Rohde voran, als ein Abfall vom Griechentum, als eine Untreue gegen das klassische Ideal auf. Alles, was Rohde sich selbst zu Nietzsches Verständnis einreden konnte, lief auf die Deutung hinaus, man habe in dem Buche den Niederschlag einer für Nietzsche unvermeidlichen Durchgangsperiode zu erblicken: „Ich hoffe, auch Wagners werden nach Überwindung und begreiflicher Bestürzung und Trauer einsehen, daß man hier ein Ergebnis eines in Nietzsches Innerem notwendigen Prozesses vor sich hat, den er selbst nicht hemmen konnte, aber dessen letztes Stadium dieses nicht sein kann. Dazu habe ich ein viel zu sicheres Vertrauen in die ungemeinen Kräfte unseres Freundes, die ihm in der beschränkten Einseitigkeit, die vielleicht Rées Natur voll entspricht, nicht verweilen lassen werden; seine mannigfaltigen Regungen werden sich gegenseitig forrigieren und balanzieren. So ist denn auch jetzt schon gar nicht zu leugnen, daß der neueste Prozeß in dem stärkeren Hervortreiben des rein intellektuellen Elements,

bei aller Einseitigkeit, mit der nun dieses wieder hervortritt, ein gewisses Korrektiv jenes „enthusiastischen Denkens“ enthält, das nicht ohne viele Bedenkllichkeiten war. Der eigentliche und, echte Nietzsche wird und kann nicht verloren gehen, und damit will ich denn aufhören von diesem Buche zu reden, von dem man bei seinem ungeheuern Reichtum im übrigen das Verschiedenartigste sagen könnte und sollte.“

Es ist nicht zu viel gesagt: Nietzsches Freunde ergriffen mit Verlangen jede Handhabe, die sich ihnen bot, aus der durch das „Buch für freie Geister“ angestifteten Verwirrung sich herauszu retten. Bereits das erste Heft des zweiten Bandes „Vermischte Meinungen und Sprüche“ bot ihnen Gelegenheit dazu. Rohde verhehlte Overbeck seine Freude darüber nicht, daß Nietzsche auf seiner Kreisbahn, aus den ultraparadoxen Gegenden sich in diesem „Nachtrag“ wieder bewährten und weniger übertrieben heißen oder kalten Zonen näherte: „Das Axiom ist weniger dogmatisch geworden, und das ist ein Glück: denn durch ein solches Festhalten an dogmatisch genommenen Paradoxen gewinnt man freilich die Möglichkeit, durch einfaches Durchfigurieren dieser Paradoxen in den Anhang auf alle möglichen Verhältnisse sehr leicht eine Reihe geistreich aussehender Sentenzen (die im Grund immer wesentlich dasselbe sagen) zu schmieden. Aber man verbaut sich doch dadurch selbst jede freie Aussicht in die Dinge und das Menschenleben: ich kann nicht finden, daß dabei der ‚freie Geist‘ besonders viel gewinnt. Von diesem Dogma aber nun scheint Nietzsche in dem neuesten Buche etwas zurückgekommen zu sein, er sieht freier um sich und gewinnt sein eigentümliches Wesen wieder, das er vorher offenbar durch forcierte Freigeisterei niederkämpfte. Ob es freilich recht ist, alle diese Wandlungen nun gleich vor dem Publikum zu vollziehen, ist zweifelhaft: ganz naturgemäß verliert, wer allen solchen Wegen folgt, das rechte Vertrauen zu einem Geiste, der mit solcher Virtuosität alle möglichen Standpunkte nach Belieben einnehmen kann, und sich dessen noch rühmt, was unsreiner als einen Mangel empfindet, nämlich der Freiheit von jenem Zwange, die Welt in einer ganz bestimmten Beleuchtung zu sehen, welcher vom Talent das Genie so gut wie freilich auch den Dummkopf unterscheidet. Immerhin, will man einmal ein ‚freier Geist‘ sein (ein wunderlicher, rein negativer, unfruchtbarer Begriff), so soll man dann auch keinerlei Dogmenzwang dulden: und Nietzsche hat, es

Nietzsches
„freier Geist“

Nietzsches
Neigung zum
Dogmenmachen

scheint, den kalten Föhn des Réalismus nach dem heißen des Wagnertums schon zum großen Teil überwunden. Wie stark sein Kopf gleichwohl zum Dogmenmachen neigt, habe ich recht an dem Einfluß des „Nachsommers“ auf ihn gesehen. Das Stück (welches hierbei mit vielem Dank zurückkommt) hat mich und meine Frau sehr interessiert. Das beste Zeichen: man denkt mit Behagen und einem Gefühl von wohltuender Reinlichkeit und vornehmer Stille an das Buch, noch lange nach der Lektüre zurück. Der Nachgeschmack aber ist das beste Kriterium eines Buches. Aber nun macht Nietzsche diese Art sofort zur einzigen, die noch gelten soll; aus dem einen gelungenen Wurf wird sofort eine Regel, nach der man nun alles fordern und beurteilen soll! Im speziellen bezweifle ich sehr, daß diese Art von Roman in vielen Exemplaren existieren könne: wir wollen dankbar sein, daß nur ein solcher Ausruhepunkt in der Hitze des Lebens und der Leidenschaft gegeben ist, aber nicht 1000 Ausruhepunkte, die leicht schrecklich langweilig werden könnten, fordern. Ich betrachte aber diesen Fall für Nietzsche als typisch: immer soll man sich gleich zugunsten einer einzigen Art des Wissens, der Betrachtung des Lebens, an allen denkbaren andern den Appetit verderben!“

Nur Goethe ein
„Freier“

Wo sollte dann aber noch „Freiheit“ des Geistes sein? Rohde gestand Overbeck: „Ich kenne nur einen ‚Freien‘ im Geiste unter den ganz Großen: das ist Goethe, und der ist doch gewiß nur darum so frei, weil er alles an seiner Stelle gelten lassen konnte und nicht weil er sich die Freiheit genommen hätte, die eine Hälfte des Menschenwesens zugunsten der andern Hälfte einfach als Unsinn wegzuwurfen!“ Rohde verwahrte sich ausdrücklich dagegen, daß er solches sage, um Nietzsche zu tadeln. Freilich — die Stunde, auf die er damals noch hoffte, in der er ihm selbst einmal sein Herz gründlich ausschütte, sollte ihm nie mehr schlagen; einen Freundeszuspruch, wie Nietzsche einen verlangte, konnte ihm Rohde später erst recht nicht geben; denn keines der folgenden Bücher war danach geartet, jene Hoffnung auf Rückkehr und Mäßigung zu erfüllen — und das wäre doch die Hauptbedingung gewesen, um das erschütterte Vertrauen von Freunden wie Wagner und Rohde wieder ins Gleichgewicht zu bringen.

Wagners
Schmerz über
Nietzsche

In Wagners Abwendung von Nietzsche war die verletzte Eitelkeit, mag sie auch mitgespielt haben, keineswegs die ausschlag-

gebende Ursache. Auch für Wagner lag der Grund des geheimen Grauens nach Nießsches Buch vorwiegend in der Entdeckung der Maßlosigkeit, die sich ihm darin offenbarte. Es ist durchaus einseitig, Wagners damaliges Verhalten einzig und allein aus dessen öffentlicher Kundgebung zu beurteilen, dem Artikel: Publikum und Popularität, in dem Augustheft der Bayreuther Blätter (1878). Die große relativistische Reduktion, die sich in „Menschliches, Allzumenschliches“ vor allem durch die Leugnung des Begriffs Genie geltend machte, war ein Stoß ins Herz einer Organisation wie es diejenige war, in der Wagners Lebenswerk vollendet vor der Welt dastand. Mag man in jenem gereizten Artikel also getrost die Bannbulle des Kunstpapstes sehen — mehr war sie nicht! Den wirklichen Blick in Wagners Herz erschließen uns zwei Briefe voller Menschlichkeit und ungeheuchelter Trauer über den Verlust des jungen Freundes, der sein bester Herold gewesen war. Sie sind an Overbeck gerichtet und lauten:

I

Mein geehrtester Herr und Freund!

Sie haben mich durch Ihr gütiges Gedenken meines Geburtstages ganz besonders erfreut. Haben Sie meinen herzlichsten Dank! Auch rührt es mich, daß Sie von Ihren Verbungen für Bayreuth in Basel entschuldigend sprechen zu müssen sich ge-
drungen fühlten. In Basel? — es ist außerordentlich! Mein wertester Freund, ich denke wohl, daß bedeutendere Interessen, als diese — so sonderbar aussehenden — Kunst-Experiment-Interessen uns vereinigen!

Aus Ihren kurzen Andeutungen entnehme ich, daß unser alter Freund Nießsche sich auch von Ihnen zurückgezogen erhält. Gewiß sind sehr auffällige Veränderungen mit ihm vorgegangen: wer ihn jedoch schon vor Jahren in seinen psychischen Krämpfen beobachtete, durfte sich fast nur sagen, daß eine längst befürchtete Katastrophe nicht ganz unerwartet bei ihm eingetreten ist. Ich habe für ihn die Freundschaft bewahrt, sein Buch — nachdem ich es beim Aufschneiden durchblättert — nicht zu lesen, und möchte weiter nichts wünschen und hoffen, als daß er mir dies dereinst noch danke.

Mit der Bitte, meine Frau und mich Ihrer werten Gemahlin

„Die Freundschaft
sein Buch nicht
zu lesen“

bestens zu empfehlen, verbleibe ich mit Freundschaft und Hochschätzung

Bayreuth, 24. Mai 1878

Ihr ergebener

Richard Wagner.

II

Hochgeehrter Freund!

Seien Sie versichert, daß Ihr freundliches Mein-Gedenken an meinem letzten Geburtstage einen hochtröstlichen Eindruck mir hinterlassen hat, von welchem Ihnen Kenntniss zu geben es mich seither immer gedrängt hat. Daß ich dies endlich — so spät! — heute ausführe, ist — gestehe ich es offen! — namentlich durch mein Gedenken an Nietzsche veranlaßt. Wie wäre es möglich, diesen so gewaltsam von mir geschiedenen Freund zu vergessen? Hatte ich auch stets ein Gefühl davon, daß Nietzsche bei seiner Vereinigung mit mir von einem geistigen Lebenskrampfe beherrscht wurde, und mußte es mich nur wunderbar bedünken, daß dieser Krampf in ihm ein so seelenvoll leuchtendes und wärmendes Feuer erzeugen konnte, wie es sich aus ihm zum Staunen aller kundtat, und habe ich an der letzten Entscheidung seines inneren Lebensprozesses mit wahrhaftem Entsetzen zu ersehen, wie stark und endlich unerträglich jener Krampf ihn bedrücken mußte — so muß ich endlich wohl auch ersehen, daß mit einem so gewaltsamen psychischen Vorgange nach sittlichen Annahmen gar nicht zu rechten ist, und erschüttertes Schweigen einzig übrig bleibt.

Daß ich aber so gänzlich davon ausgeschlossen sein soll, an Nietzsches Leben und Töten teil zu nehmen, betrübt mich. Würde ich unbescheiden sein, wenn ich Sie herzlich ersuchte, mir einige Nachricht über unseren Freund zukommen zu lassen? Ich wollte Sie nämlich in Wirklichkeit hierum angelegentlichst ersucht haben.

Nochmals — oder fast eigentlich: erstmals, sage ich Ihnen noch meinen sehr tief gefühlten Dank für Ihren schönen Glückwunsch zu meinem letzten Geburtstage, und verbinde hiermit die Bitte meiner Frau, sie Ihrer wertesten Gemahlin bestens zu empfehlen, sowie meine eigenen Wünsche für Ihr Wohlergehen freundlich anzunehmen.

Bayreuth, 19. Oktober 1879

Mit herzlicher Hochachtung

Ihr ergebenster

Richard Wagner.

Das Krampfhafte
in Nietzsches
Vereinigung mit
Wagner



ie beiden Bände „Menschliches, Allzumenschliches“ haben schon für eine ungeheure Tat zu gelten. Die Aufnahme beim Erscheinen und die flimmernde durch die Natur des Aphorismus verursachte Art der Mitteilung verleiten uns auch noch heute, mehr einen Angriff und eine Kriegserklärung darin zu sehen, als den doch bereits sehr positiven Grundriß von etwas Neuem und Zukünftigem. Nietzsche selbst hat im „Ecce homo“ (Biographie II, S. 296/97) ebenfalls den polemischen Charakter betont: „Das Denkmal einer Krisis — es heißt sich ein Buch für freie Geister: fast jeder Satz darin drückt einen Sieg aus — es ist der Krieg, aber der Krieg ohne Pulver und Dampf, ohne kriegerische Attitüden, ohne Pathos und verrenkte Gliedmaßen — das alles selbst wäre noch ‚Idealismus‘. Ein Irrtum nach dem andern wird gelassen aufs Eis gelegt, das Ideal wird nicht widerlegt — es erfriert. — Hier zum Beispiel erfriert ‚das Genie‘; eine Ecke weiter erfriert ‚der Heilige‘; unter einem dicken Eiszapfen erfriert ‚der Held‘; am Schluß erfriert ‚der Glaube‘, die sogenannte ‚Überzeugung‘, auch das ‚Mitleiden‘ kühlt sich bedeutend ab, — fast überall erfriert ‚das Ding an sich‘. Legt Nietzsche in diesem Apperçu das Hauptgewicht auf den Anti-Idealismus seiner neuen Verkündigung, so hat er ein Jahr zuvor (1887) in der ‚Genealogie der Moral‘ dasjenige Positive klar ins Licht gerückt, das in der Tat auch bei aller Zehn- und Zwölfschneidigkeit von ‚Menschliches, Allzumenschliches‘ diesem innewohnt; laut und deutlich spricht er sich dort eine gemeinsame Wurzel seiner zentrifugal auseinanderstrebenden Gedanken zu, einen in der Tiefe gebietenden, immer bestimmter redenden, immer Bestimmteres verlangenden Grundwillen der Erkenntnis. Mit der Notwendigkeit, mit der ein Baum seine Früchte trägt, wachsen aus uns unsere Gedanken, unsere Werke, unsere Ja's und Nein's und Wenn's und Ob's — verwandt und bezüglich allesamt untereinander und Zeugnisse eines Willens, einer Gesundheit, eines Erdreichs, einer Sonne.“

Es lohnt sich schon die Mühe, diesen „Grundwillen“ nicht als Sturmwidder bei der Breschelegung zu denken, sondern bereits aus „Menschliches, Allzumenschliches“ das Grundlegende, Ja-Sagende, Substanzielle herauszuhören. Stellen wir also in aller hier gebotenen Kürze eben jene „Zeugnisse eines Willens, einer

Nietzsches Durchbruch zum Anti-Idealismus

Der Grundwille der Erkenntnis

Gesundheit, eines Erdreichs, einer Sonne“ übersichtlich nebeneinander:

1. Der Mensch ist ein denkendes, erkennendes Wesen, aber — er muß mit seinem Stolz darüber sehr auf der Hut sein. Von „ewigen Tatsachen“ wollen wir schon gar nicht reden; denn wir umfassen mit unsern geschichtlichen Erfahrungen höchstens einen Zeitraum von viertausend Jahren. Astrologen und Moralisten machen uns vor, der Sternenhimmel freise um unser Herz als um seinen Mittelpunkt. Wir träumen den Traum einer zweiten wahren Welt, während es nur die eine Welt der Wirklichkeit gibt. Ein verwirrendes Glücksgefühl hebt der Wissenschaft die Deckel von den Töpfen. Die Welt hat kein Innen und kein Außen, und mit dem Scheine eines Dinges steht und fällt auch sein Wesen. Der Fortschritt zur Kultur wird also einstweilen im Skeptizismus zu suchen sein.

Wissenschaft und
Moral

2. Der Mensch ist ein moralisches Wesen, aber — belügen wir die Bestie in uns nicht durch die Notlüge Moral, damit wir nicht von ihr zerrissen werden? Gut und Böse sind Kastenbegriffe. Wir kennen bis dahin drei Herrschaftsstufen der Vernunft: Zunächst, daß das Tier Mensch nützlich, zweckmäßig wird — so dann, daß er nach dem Prinzip der Ehre handelt — endlich, daß er zum Gesetzgeber der Meinungen für sich und andere wird. Wir müssen aber inne werden, daß der Fortschritt der Moral fortan nicht etwa an das unpersönliche, sondern gerade an das streng persönliche Handeln geknüpft ist. Noch ist das Persönliche in uns allen schlecht ausgebildet. Wir arbeiten für unsere Mitmenschen nur soweit, als wir unsern eigenen höchsten Vorteil in dieser Arbeit finden, nicht mehr, nicht weniger.

3. Der Mensch ist ein gemüthvolles Wesen, aber — desto ansteckbarer ist er von unlauteren Lusterregern oder Schmerzstillern. Die Gefahr ist groß, sich mit Trostmitteln zu beschwichtigen, um den Preis, sein intellektuales Gewissen heillos zu beschmutzen. Selbst wenn sich die moderne Wissenschaft zum Ziele setzt: so wenig Schmerz wie möglich, so lange Leben wie möglich — so wissen die Religionen derartige Seligkeitsverheißungen noch ganz anders zu übertrumpfen.

Religion und
Kunst

4. Der Mensch ist ein schöpferisches Wesen, aber — die Kunst macht dem Denker das Herz schwer; es widerstrebt uns, das Vollkommene uns als etwas Gewordenes vorzustellen; das Spiel mit dem Leben rächt sich durch den desto schmerzlicheren Alltag;

die angebliche Inspiration ist der Erguß angestauter, aufgehäufter Besitzmassen; das produktive Schaffen muß noch zu sehr auf die natürliche Unwissenheit des Menschen über sein Inneres in Leib und Charakter Bezug nehmen, als daß es dem Maßstab der Physiker und Philosophen gewachsen wäre. Und dann erzeugt der Glaube an große, überlegene, fruchtbare Geister häufig noch einen ganz- oder halbreligiösen Aberglauben.

5. Der Mensch ist ein auf Kultur angelegtes Wesen, aber — wer eben Glück und Behagen vom Leben ernten will, der mag nur immer der höheren Kultur aus dem Wege gehen. Die höhere Kultur wird notwendig mißverstanden. Ja Leute, die nur religiös sind, verstehen selbst die Wissenschaft als Suchen des religiösen Gefühls. Weil Zeit zum Denken und Ruhe im Denken fehlt, so erwägt man abweisende Ansichten nicht mehr: man begnügt sich, sie zu hassen. Es ist aber ein edel Ding um Muße und Müßiggang. Der müßige Mensch ist immer noch ein besserer Mensch als der tätige. Es gehört deshalb zu den notwendigen Korrekturen, welche man am Charakter der Menschheit vornehmen muß, das beschauliche Element im großen Maße zu verstärken.

6. Der Mensch ist ein geselliges Wesen, aber — eine feine Seele bedrückt es, sich jemandem zum Dank verpflichtet zu wissen. Indem wir uns selbst erkennen und unser Wesen selber als eine wandelnde Sphäre der Meinungen und Stimmungen ansehen und somit ein wenig geringschätzen lernen, bringen wir uns wieder ins Gleichgewicht mit den übrigen. Übrigens ist die Gabe, gute Freunde zu haben, in manchen Menschen größer, als die Gabe, ein guter Freund zu sein.

Kultur und
Freundschaft

7. Der Mensch ist ein liebendes Wesen, aber — der Freigeist wird immer aufatmen, wenn er sich endlich entschlossen hat, jenes mütterhafte Sorgen und Bewachen, mit welchem die Frauen um ihn walten, von sich abzuschütteln. Man verliert immer durch den allzuvertraulichen Umgang mit Frauen und Freunden; mitunter verliert man die Perle seines Lebens dabei. Im allgemeinen werden die Wahrdenkenden, Wahrheit-Redenden der Gegenwart, gleich den wahr sagenden Vögeln des Altertums, es vorziehen müssen, allein zu fliegen.

8. Der Mensch ist ein politisches Wesen, aber — auf diesem Gebiete gilt, was Voltaire sagt: „Quand la populace se mêle de raisonner, tout est perdu“. Eine höhere Kultur kann allein

dort entstehen, wo es zwei unterschiedene Kasten der Gesellschaft gibt, die der Arbeitenden und die der Müßigen, zu wahrer Müße Befähigten; oder mit stärkerem Ausdruck: die Kaste der Zwangsarbeit und die Kaste der Freiarbeit. Die Kaste der Müßigen ist die leidensfähigere, leidendere, ihr Behagen am Dasein ist geringer, ihre Aufgabe größer. Der Glaube an die unbedingte Autorität, an die endgültige Wahrheit schwindet selbst in Militärstaaten; in freieren Verhältnissen ordnet man sich nur auf Bedingungen unter, infolge gegenseitigen Vertrages, also mit allen Vorbehalten des Eigennützes. Entgegen dem überhand nehmenden Verhängnis eines künstlichen Nationalismus soll man sich nur ungescheut als guten Europäer ausgeben und durch die Tat an der Verschmelzung der Nationen arbeiten, wobei die Deutschen durch ihre alte bewährte Eigenschaft, Dolmetscher und Vermittler der Völker zu sein, mitzuhelfen vermögen. Und nochmals gesagt: öffentliche Meinungen — private Faulheiten!

9. Größe heißt: Richtung geben. Nur darauf kommt es an, daß einer die Richtung angibt, welcher dann so viele Zuflüsse folgen müssen; nicht darauf, ob er von Anbeginn arm oder reich begabt ist. Wir gehören einer Zeit an, deren Kultur in Gefahr ist, an den Mitteln der Kultur zugrunde zu gehen.

War nun Nietzsche selbst der Mann, Richtung zu geben? Besaß er die unwiderstehliche Stoßkraft aus einem Zentrum heraus? Hatte er jenen Grundwillen oder forderte er ihn nur?

Überbeck über Nietzsches eigentliche Natur

Nietzsches Streben
nach Größe



Nietzsche war kein im eigentlichen Sinne großer Mensch. Kein einziges seiner Talente, so reich begabt er war, sicherte ihm an sich die Größe. (Es sei denn das ungewöhnlichste dieser Talente, die Gabe der Seelenanalyse, die ihm denn auch selbst, da er sie vornehmlich an sich übte, so tödlich gefährlich wurde und ihn „entseelte“, lange ehe er starb.) Selbst die Willensstärke war bei ihm nicht zu den exzessiven Dimensionen entwickelt, welche das Grunderfordernis natürlicher menschlicher Größe ist. Denn sich selbst zu behaupten und durchzusetzen, war ihm keineswegs überall leicht, und er hat vielleicht den „Willen zur Macht“ mit solcher Beredsamkeit zum Ideal entwickelt, wie es nur einem möglich war, dem dieses Ideal so sehr als solches vorschwebte und in ihm

selbst nicht eigentlich Fleisch geworden war. Was ihn aber wirklich beherrschte und inne hatte, war das Bestreben nach Größe, der Ehrgeiz im Wettkampf des Lebens (worin er von mir so verschieden und vor mir so ausgezeichnet war), und mit diesem Bestreben als Stachel in sich hat er in der Tat auch den Willen in sich zu einer Gewalt entwickelt, die ihn schon für sich jedenfalls über menschlichen Durchschnitt erhob. Dennoch liegt für mich, der ich ihn doch so innig liebe und zu lieben wohl nie aufhören werde, wenn ich auch zu dieser Empfindung nicht schon am ersten Tage unserer Begegnung gelangt bin, Anlaß zur Frage vor, ob er nicht schließlich lediglich das Produkt der Gewalttätigkeit, mit der er sich behandelte, gewesen ist. Er hatte mich schon ganz für sich „eingenommen“, als ich eines Tages wieder auf die Elementarfrage zurückgeschleudert wurde, bei der, wie ich vermute, viele mit ihm angefangen haben, sei es im persönlichen Verkehr oder in dem mit seinen Schriften. Bald nach Erscheinen seiner „Geburt der Tragödie“ hatte ein schon recht ältliches und halb wahnsinnig schon aussehendes Frauenzimmer aus Holstein, Frau Roaslie Nielsen, ihm anfangs in Briefen und durch Übersendung symbolischer Photographien, unter anderem eines Laokoönkopfes³⁵, mit einer Verfolgung zuzusehen begonnen, die sich freilich schon von vornherein unheimlich genug anließ. Doch hatte es erst ihres persönlichen Erscheinens bei Nietzsche bedurft, um ihm einen unüberwindlichen Schrecken vor dieser Adeptin einzujagen, und ihn unter anderem endlich zu veranlassen, einen ihrer Besuche mit meiner Einwilligung, auf meinem Zimmer — es war an einem November- oder Dezembertage 1873 und noch die Zeit, da wir im selben Hause wohnten — und in meiner Gegenwart zu empfangen. Welche durch Unverhältnismäßigkeit ihrer Gewalttätigkeit lächerliche Szene führte Nietzsche da auf! Sie spielte sich fast ohne Worte in lauter mehr oder weniger grandiosen Gebärden ab, und schloß damit, daß Frau Nielsen, natürlich nicht von mir, — ich war stumm, nicht nur mit der Zunge — buchstäblich der Stuhl vor die Tür des Zimmers gestellt wurde. Die Frage, ob sich nicht eine Theaterzene vor mir abgespielt habe, lag mir nicht fern genug, um ganz auszubleiben, doch warf sie mich für den Moment sozusagen aus allen Himmeln meiner für Nietzsche schon gefaßten Gefühle heraus. So starken Eindrücken sofort Worte zu leihen, ist mir aber durchaus nicht gegeben, sie sind zunächst der Verarbeitung in mir besonders sicher. Das Resultat war denn auch in diesem

Nietzsches
Gewalttätigkeit
gegen sich selbst

Die Szene mit
Frau N. N.

Galie, daß ich den Eindruck überwand, und als nun nach wenigen Tagen Frau Nielsen sich, trotz allem, was geschehen war, wieder meldete, entschloß ich mich, gegen sie, wieder für meinen guten Freund einzutreten. Da ich hier lediglich aus dem Gedächtnis erzählen muß, kann ich auch die Art, wie jene abermalige Meldung geschehen ist, nicht mehr mit Sicherheit feststellen. Schlag Frau Nielsen Nietschen eine neue Zusammenkunft in der Wohnung des Universitätspedells vor, oder rief sie selbst meine Vermittlung an und bin ich es gewesen, dem sie besagten Vorschlag machte — was mir, ungeachtet des Mangels jedes mir noch zurückgebliebenen schriftlichen Zeugnisses dafür, fast das Wahrscheinlichere ist — kurz, ich erschien im Pedellzimmer, um Nietsche von der ihn nun arg plagenden Sache endgültig zu befreien und hatte mit der widrigen Exekution wenigstens Erfolg.

Aber dieser, schon früh in der Zeit meiner Freundschaft mit Nietsche sich einstellende Anlaß, seine „Echtheit“ in Frage zu stellen, blieb nicht der einzige. Der nächste, der mich hart auf die Probe stellte, war sein Verhältnis zu Fräulein Lou Salomé, weniger der aus nächster Nähe miterlebte Anfang dieses Verhältnisses im Frühjahr 1882, als das baldige und jähe Ende, welches es noch vor Schluß des Jahres fand, besonders nach dem nachträglichen und entsprechend unvollkommenen Einblick, den ich in dieses Ende bei meinem Besuch Nietsches in Schuls bei Tarasp im Unterengadin im August 1883 erhielt, wo ich Nietsche sich mit Gedanken an ein Duell mit Rée herumschlagend und im Zustand halb rasender Aufgebrachttheit gegen Fräulein Salomé traf. Dazu kamen die schrecklichen Eindrücke, die ich im Januar 1889 in Turin hatte, als Nietsche sich selbst nicht mehr im Zügel hatte und sich nun ungemeistert vor mir alles Wilde und Leidenschaftliche, was in ihm steckte, enthüllte, das nun über ihn Herr geworden war.

Nietsches
menschliche
Echtheit

Dennoch und alledem zum Trotz, so sehr es mir Bedenken neben anderem auch darüber zurückgelassen hat, ob Nietsche wirklich ein großer Mensch sein mag, was ich am allerwenigsten bezweifeln kann, ist die Echtheit des Menschentums, das er darstellte. Er war alles eher als ein Schauspieler, so sehr es bisweilen danach ausgesehen hat und was in ihm sich dargestellt hat, ist vor allem erlebt worden. Nietsche hat sich allerdings sehr „theatralisch“ entwickelt. Mit sich selbst spielend, hat er sozusagen eine Kulisse nach der andern aus seinem Dekorationsmagazin hervorgezogen, bis das ganze Schauspiel da stand. Das kann aus

seinem Nachlaß jezt jedermann erfahren. Wer ihm so nahe stand wie ich, konnte es „erleben“; das aber ist eben nicht leicht gewesen, und ich selbst bin als Zuschauer beim Schauspiel gar manchesmal deroutiert worden und gestolpert und habe nicht wenig Gelassenheit und Mühsal daran gewendet, um mich im Freundesglauben an Nietzsche zu behaupten. Es ist mir immer wieder im einzelnen gelungen, — den widrigen Erlebnissen folgten entgegengesetzte immer wieder zu dicht auf dem Fuße, — so daß ich nun doch auch im großen nichts als Freude davon habe, wie ich ihn zwar nicht „verstehe“ — was aus mir nicht wohl angeht, — aber doch wirklich „erlebt“ habe. Er ist ein Phänomen, vor dem ich mich immer wieder gebeugt habe und vor dem so getan zu haben ich auch heute nicht bedauere. Ich sage absichtlich „gebeugt“ — denn mich über ihn zu erheben, gerade diese Abgeschmacktheit hat mir stets unendlich fern gelegen, nur daß ich sie nun auch als Abgeschmacktheit besser verstehe. Es hätte mein Verhältnis zu Nietzsche heillos verwickelt und mich selbst nur in heilloser Verwirrung gestürzt, wenn ich ihr jemals erlegen wäre. Gerade in diesem Stück waren aber Nietzsche und ich Antipoden: er hat bis zum Extravaganten auf sich gehalten, ich habe es mit mir stets entgegengesetzt getan, und eben damit denke ich am allerwenigsten mich moralisch über ihn zu erheben. Ich glaube hier nur der glücklichere Mensch gewesen zu sein, gewiß nicht der bessere oder höhere.

Nietzsche war, wenn nicht in allen, so doch in vielen seiner Lebensgewohnheiten, insbesondere den sogenannten „täglichen“, der „rangierteste“ Mensch, den ich je gekannt habe. Diese „Rangiertheit“ blickt besonders kräftig noch durch aus seiner Lebensführung in den Tagen, in denen er von sich als einem „fugitivus errans“ redete und in welchen sie sich in gewissen Trümmern mit um so merkwürdigerer Fähigkeit behauptete. Allerdings habe ich aus diesen letzteren Tagen nur Eindrücke aus der Ferne, fast nur solche, die sich auf Briefe gründen, doch glaube ich auch aus diesen mit einer ziemlichen Zuversicht urteilen zu können und wäre es nur um ihrer großen Menge willen. Er hatte, wiewohl „Immoralist“, ungewöhnlich und merkwürdig viel vom „Muster“-menschen. — An Nietzsche wird immer besonders bewundernswert sein die heroische Art, wie er seine Frühreise überwunden hat. Er hat darum nicht vorzeitig aufgehört zu wachsen. Das ging natürlich nicht ohne Gewaltthat an, aber es ist nicht je-

Nietzsches
Selbst-
überwindung

Nietzsches
Morosität

dermanns Sache, Gewalttätigkeit gegen sich selbst zu üben. — Nietzsche fehlte es durchaus nicht an aggressivem Wesen. Nur kehrte es sich bei ihm, sich selbst etwa ausgenommen, nie gegen Personen, sondern stets gegen Dinge oder Ideen und auch seine „Morosität“ entbehrte noch eines gewissen heiteren Habitus nicht. Immerhin gebe ich zu, daß insbesondere auch der Verkehr Nietzsches mit Männern es ist, der bei ihm am meisten den Schein des Unmännlichen hatte. Er wich Männern eher geradezu aus als daß er sie geschont hätte. Doch auch hier möchte ich beim besagten Scheine bleiben. — Nietzsche schreibt von sich: „Ich muß ein Engel sein, wenn ich leben will: ihr habt nicht so harte Bedingungen.“ (XII, S. 224.) Nietzsche hatte, so wie ich ihn kennen gelernt habe, manche wenig „engelhafte“ Eigenschaften. Und doch zweifle ich nicht im geringsten, daß an dem eben zitierten Ausdruck über sich selbst etwas ist. — Als seine „stärkste Eigenschaft“ schätzte Nietzsche selbst „die Selbstüberwindung“ (XII, S. 221). Er besaß sie bisweilen nicht mehr als sonst jemand, und doch im ganzen wirklich in ganz erstaunlichem Grade. — Nietzsche hatte alle ungewöhnlichen, für jeden ihm nahe gestellten Genossen verwöhnenden Reize eines Menschen, der beständig in einer Atmosphäre von Geist lebt. —

Nietzsches Vor-
nehmheit, Humor
und Güte

Nietzsches Vornehmheit wird oft an ihm besonders gerühmt, und ich denke gewiß nicht daran, ihm diese Eigenschaft abzusprechen. Dennoch bekenne ich als sein Freund und aus meinen Freundschaftseindrücken unbedenklich, daß neben ihr die Affektation des Vornehmen eine der schwächsten, bedenklichsten Eigentümlichkeiten war. — Nietzsche lachte gern einmal. Nietzsches Schriften, der Zarathustra zumal, bekunden eine Fülle von Humor. Und doch steckt in Nietzsches „Humorlosigkeit“ etwas Richtiges. Nur war es nicht der Humor, der Nietzsche fehlte, wohl aber die Fähigkeit oder doch Leichtigkeit, ihm Leben zu verleihen und ihn, unwiderstehlich von seiner Wahrhaftigkeit überzeugend, aus sich heraus zu setzen. Denn das setzt die Gabe, sich selbst zu vergessen und „gehen zu lassen“ unter allen Umständen voraus, keine besaß aber Nietzsche weniger als sie. Doch wer in jahrelangem, täglichem Verkehr mit dem noch nicht „überspannten“ Nietzsche ihn zu beobachten oder vielmehr sich seiner zu erfreuen Gelegenheit gehabt hat wie ich, von dem begriffe ich kaum, wie er noch dazu käme, sich zu fragen, ob Nietzsche Humor, viel und echten Humor, besaß oder nicht. Denn so schwer es Nietzsche

stets gewesen sein mag, sich „gehen zu lassen“, damals als ich ihn kennen lernte, hatte er noch manche Stunde derart, die seinem Humor das Tor zum Licht und zum Leben weit öffnete und in der man sich mit ihm so gut zu unterhalten vermochte, wie dies nur in der lustigsten Zechengesellschaft geschehen mag, wobei der Alkohol fast nie im Spiele beim Gelage war. Später wird es freilich wohl so gestanden haben, daß der Humor, den Nietzsche in sich hatte, wenn überhaupt noch, nur in dem trüben Trümmerstücke sich zeigen konnte, den man „grimmen Humor“ zu nennen pflegt. — Conrad Ferdinand Meyer läßt Fr. Kögel in einem mit ihm am 1. Oktober 1890 gehaltenen Gespräche sagen, er (Meyer) habe die Eigenschaft, „die Menschen, mit denen ich umgehe, nicht besser zu sehen, als sie sind, sondern schlechter. Ich sehe in scharfen Zügen ihr Profil, ihr Skelett.“ Das wäre ein merkwürdiger Unterschied von Nietzsche, der vielmehr die entgegengesetzte, viel, viel seltenere Eigenschaft hatte, seine Umgebung zu idealisieren, mit allem wechselnden Glücke, das man eben beim Idealisieren erlebt.

Was seine Genialität im höchsten Sinne betrifft, so hat Nietzsche an sie selbst oder, kurz gesagt, an sich selbst nicht geglaubt. Ich habe darüber in meinem vertraulichen Verkehr mit ihm als Freund zu eindringliche Selbstbekenntnisse vernommen — wenigstens in den Jahren, bevor er mit den höchsten Ansprüchen, die er an sich machte, an die Öffentlichkeit getreten war, — als daß mir die späteren äußersten Extravaganzen seines Selbstbewußtseins nicht weit mehr als Zeugnisse jenes Zweifels aufs Herz gefallen wären, denn als Zeugnisse sich meldenden Wahnsinns, wie sie gemeinhin aufgefaßt werden mögen, seit das Publikum in der Lage ist, von diesem Ende Nietzsches aus überhaupt über ihn zurück- und wegzublicken. Auch jetzt gelten sie mir, als was sie mir beim ersten Anblick gegolten haben. Nietzsches Ausgang ist keineswegs, wie seine Gegner meinen mögen, ein Argument gegen seine geniale Begabung, wenn auch vielleicht für die Schranken dieser Begabung. Tragisch scheint mir an dieser nämlich allerdings ihre Einseitigkeit. Nietzsche war ein Genie, aber das Geniale an ihm lag in seiner Begabung als Kritiker. Dieser genialen kritischen Begabung hat er aber die gefährlichste Anwendung gegeben, nämlich auf sich, und damit in wahrhaft letaler Weise gegen sich. Wer einer so genialen kritischen Begabung mit solcher Ausschließlichkeit und Energie sich selbst zum Gegenstand gab, wie er, mußte in Wahnsinn und Selbstzerstörung

Nietzsches einseitige Genialität als Kritiker

enden. Ihm fehlte, was Menschen wie Goethe und Schiller in ihrem großartigen „Bemühen um Veredelung der eigenen Persönlichkeit“ aufrecht erhalten hat, die gewaltige Begabung auch als Künstler. Ich meine, daß Nietzsche selbst in den herzbrechenden Selbstbekenntnissen, die ich ihn in einer Dämmerstunde des Jahres 1873, als wir uns auf dem Sofa meines Zimmers unterhielten, ablegen hörte, nichts anderes im Sinne gehabt hat. Redete er auch damals nicht so deutlich und insbesondere ohne andere als sich zu nennen. Nietzsches Künstlerbegabung ist eine zu beschränkt rhetorische gewesen. Auch das sagte er damals nicht mit Worten, aber so deutete ich mir seine damals kundgegebene Verzweiflung an sich selbst überhaupt.



Über den schwermütigen Ausklang von Nietzsches akademischer Tätigkeit in Basel erzählt uns Scheffler eigen Erlebtes; er hatte nach Ablauf des Sommersemesters 1876 Wohnsitz in Freiburg genommen, wohin sein Vater, ein hoher Militär, eben versetzt worden war, und erschien in Basel nur noch, augenleidend wie er gleich Nietzsche war, zur Konsultation eines Spezialarztes und zur Vorbereitung seiner Doktorpromotion in Kunstgeschichte bei Jakob Burckhardt: „Da begegnete ich eines Tages Köselitz wieder auf der Straße. Er war in seiner Freundlichkeit der alte, ja es kam mir sogar vor, als ob ein noch herzlicherer Ton in seine Worte gekommen wäre. Daneben freilich erschien er mir gedrückt, wie voll Sorge. Ich frug nach Nietzsche. Hier erfuhr ich denn, was auch mich bestürzt machte. Es sei seit den letzten Zeiten immer mehr bergab mit dem verehrten Manne gegangen. Seine Nerven seien so gereizt, daß er selbst die Schwester veranlaßt, ihn zu verlassen. Nun käme er, Köselitz, wohl an die Reihe. Nietzsche wolle durchaus allein sein, ja überhaupt von Basel fort. „Und seine Vorlesungen?“ „Er hält sie noch, aber wie!“ „Gehen wir ihn zu hören! Ich habe jetzt auch keine andere Gelegenheit, ihn zu sehen, vielleicht zu sprechen. . .“ Köselitz folgte meinem Vorschlag nur widerstrebend. Da es aber um die Stunde war, wo Nietzsche sein Kolleg hielt, machte er meinen Begleiter. Vorträge über die griechische Lyrik! Vier bis fünf kleine Muckerlein saßen vor Nietzsche auf den Bänken. Also wirklich einmal Hörer!“ — Das ist irreführend. Nietzsches offizielle Zuhörerliste war stets so besetzt wie ein klassischer Philologe in Basel es erwarten

Das Kolleg über
die griechische
Lyrik

kann: SS. 1876 „Vorplatonische Philosophen“, 10 Zuhörer, „Platos Leben und Lehre“ 19; im Seminar (Hesiod) 9. WS. 1878/79 in den „griechischen Lyrikern“, 13 Zuhörer; im Seminar (Plato) 8. — Scheffler fährt fort: Und Nietzsche selbst? Er war zum gewöhnlichen Schulmeister für diese Knäblein geworden! Nichts von der prophetischen Erhabenheit und Ruhe, mit der er zu uns einst über den hellenischen Pessimismus gesprochen. Unruhig suchte auch er nur nach seinen Belegstellen. Der Vortrag war fortwährend unterbrochen, gequält, kurz schlecht. Nur einmal traf uns sein Auge mit freierem Ausdruck. Als er auf die schulmäßige Aneignung und Behandlung des Poetischen (wie Burckhardt!) als auf ein Erbübel unserer Bildung schalt! . . . Mir aber schnitt es ins Herz, Nietzsche in solcher Rolle vor mir zu sehen. Auch hatte sich seine gewohnte Müdigkeit bis zu wahrer Erschöpfung während der Vorlesung gesteigert. Er begrüßte mich nach derselben auch nur zerstreut und kurz. „Es ist vielleicht seine letzte gewesen!“ bemerkte Köselitz, als Nietzsche den Hörsaal verlassen. Die letzte zum wenigsten war es, die ich von Nietzsche, dem Professor, gehört! Denn die bevorstehende Promovierung führte mich noch einmal nach Freiburg zurück. Dann reichte ich meine Dissertation ein, bestand auch bald darauf meine Prüfung und sollte nun in der Universitätsaula meine Weihe als Humanist empfangen, die in der Renaissanceluft Basels mir von besonderem Eindrucke war. Das Bildnis des Aeneas Sylvius Piccolomini, als ich meine Doktorrede hielt, mir zu Häupten! Und in der Korona vor mir — Jakob Burckhardt, der größte und echteste Humanist, den die neuere Zeit gesehen! Als ich seinen Handschlag, seine Umarmung nach der beendigten Zeremonie bewegt fühlte, schien mir nichts mehr an dem Glücke der Stunde zu fehlen. Oder doch noch etwas? Hatte ich ihn wirklich nicht bei der feierlichen Gelegenheit vermisst: ihn — Nietzsche?! Der Gedanke ihn aufzusuchen, da er nicht gekommen, wurde mir zu so plötzlichem, festem Entschlusse, daß ich meine Erkundigungen nach ihm, die wie Abmahnungen klangen, nur halb erfaßte. Er wohne als völliger Einsiedler jetzt weit vor dem Tore. Mit der Universität habe er jetzt gar nichts mehr zu tun. Aber auch sonst fehle aller Zusammenhang mit der Welt. Selbst der letzte seiner Getreuen habe ihn inzwischen verlassen. . . . „Peter Gast“? fragte ich beklommen. Man bestätigte es mir mit einem Kopfnicken.“ Nur war mit Gasts Weggehen

Die Erlahnung
der Spannkraft
als Lehrer

Der Schluß von
Nietzsches Basler
Aufenthalt

der letzte von Nietzsches Getreuen keineswegs geschieden: Overbecks waren da; bei ihnen ist Nietzsche während des letzten Basler Winters 1878/79 wie zu Hause gewesen. Überhaupt schöpft Scheffler seine Erinnerung an seinen vergeblichen Versuch zum Abschiednehmen, bei Nietzsche vorzusprechen, aus einem offenbar zu flüchtigen Eindruck. Er war, wie er erzählt, schon durch die äußeren Begleitumstände stark impressioniert: der Name „Bachlettenstraße“ fährt ihm „wie ein Schauer durch die Glieder“, der Anblick des Jura stimmt ihn nicht heiterer: „Diese langgezogenen, sargähnlichen Profile vollendeten nur zu sehr den trüben Eindruck der Landschaft.“ Die Straße nach Binningen (nicht Arlesheim), war keine Pappelallee, es standen nur zwei stämmige großbuschige Pappeln vor dem sauberen, durchaus nicht alten oder zerfallenen Häuschen, in dem Nietzsche wohnte — jedoch nicht im Erdgeschoß wohnte, sondern in zwei ganz netten Stuben der einzigen ersten Etage mit seinen eigenen Möbeln. Da das Häuschen niedrig war, war Nietzsche von der Straße aus am äußersten Fenster unter Umständen sichtbar. Oder sollte ihn Scheffler mit einem alten Mann verwechselt haben, der im Erdgeschoß hinter kleinen und schlechten Scheiben hauste, und dann angstvoll den Schritten des Davongehenden nachlauschte; auf Nietzsche träfe diese letztere Beobachtung kaum zu. Nietzsche selbst hat bei Overbecks einmal mit Entsetzen diesen Mann geschildert und die Befürchtung nicht verhehlt, er könnte, wenn ihn einmal jemand draußen aufsuchen wollte, mit ihm verwechselt werden.

Nietzsches Wegzug
von Basel

— — „Seinen endlichen Abgang von Basel kann ich nur halb beklagen: wegen der traurigen Gründe, die ihn dazu nötigen; daß er nun vollere Muße gewinnt, sich allein auf seine Dinge zu konzentrieren, ist nur ein Glück für ihn. Was eigentlich an dem akademischen Dozieren daran ist, weiß ich ja auch genugsam: wenig genug: man tut sich selbst nie genug und verschwendet doch eine greuliche Arbeit an eine Herde von Menschenkindern, von denen neunundneunzig Hundertstel keinerlei Bemühung wert sind und der Hundertste uns nicht braucht. Aber was soll mit ihm ohne Vorleser werden? Daß er nicht in Basel bleiben mag, versteht man ja leicht; nach Naumburg wird er auch dauernd nicht wollen (vgl. Siebenkäs!) — was soll er nun für einen Ort wählen? Als Menschen wird es ihm nie ganz fehlen; denn er hat die seltene Gabe, seine Umgebung von sich aus zu steigern, so daß alles Beste in ihm heraustritt und funkelt,“ so schloß Rohde seinen Brief an

Overbeck und fügte bei: „Für Sie ist dieser Verlust unerseßlich,
so wenig Sie auch in letzter Zeit von ihm und seinem Werk wenig
ab-

Is er Die Widmungs-
Mei= verse an
der Burckhardt

der
= tat
warf
hrieb
Ge=
nhalt
ssend
von
rfach
amt=

ng,

vor
fsche
erde
ardt
eben
iesen

von Die
aus= Zweitwidmun
he“. an Overbeck

ückte
eifen
ver=
ardt
—
igen
be=
nie
364:
be=

der letzte von Nietzsches Getreuen keineswegs geschieden: Ober-
beck's waren da; bei ihnen ist Nietzsche während des letzten Basler

Wint
ler se
nehm
tigen
Begle
straße
blick
jargä
der L
war
buschi
zerfal
Erddg
zigen
niedri
fenste
einem
kleine
Schrit
diese
beck's
fürcht
drauß

Nietzsches Wegzug
von Basel

beßlag
daß e
zu for
akade
genug
greuß
neum
der F
Vorle
man j
(vgl.
Men
Gabe
in ihr

An J. O.
Für die Lief mir ersucht

Lie folgen frucht auf die

Ist es von Kopf ist ob Geht

Nun kann müssen sein

Basel den 12

Widmungsblatt Nietzsches

Overbeck und fügte bei: „Für Sie ist dieser Verlust unersehlich,
so wenig Sie auch in letzter Zeit von ihm und namentlich so wenig
haben

Is er Die Widmungs-
Mei= verse an
der Burckhardt

s tat
warf
hrieb
Ge=
nhalt
ssend
von
rfach
amt=

ng,

vor
sche
erde
ardt
eben
iesen
von
aus=
he“.
ückte
eisen
ver=
ardt

Die
Zweithöndmun
an Overbeck

igen
be=
nie
364:
be=

277

ist, gütlich Abschied nimm und
Lefung,
auf die, Freund meine Freunde,
guckst.
Guckst, daß ich den Kunden
nach bin,
sich soag golden und reichlich
sich saßt.

12ten März 1879. F. N.

Wiesches an Overbeck

der letzte von Niebhsches Getreuen keineswegs geschieden: Ober-
beck's waren da; bei ihnen ist Niebhsche während des letzten Basler

Wint
ler je
nehm
tigen
Begle
straße
blick
jargä
der
war
busch
zerfal
Erdg
zigen
niedri
fenste
einem
kleine
Schr
diese
beck's
fürcht
drauf

Niebhsches Wegzug
von Basel

beßla
daß e
zu kon
afade
genue
greul
neum
der E
Vorle
man
(vgl.
Me n
Gabe
in ih

Overbeck und fügte bei: „Für Sie ist dieser Verlust unerseßlich, so wenig Sie auch in letzter Zeit von ihm und namentlich so wenig freie Stunden Sie mit ihm und seinem Leiden gehabt haben werden.“

Und was hatte Nietzsche damals Overbeck zu sagen? Als er ihm in den Tagen des Abschiedes die eben erschienenen „*Meinungen und Sprüche*“ überreichte und nach einem Worte der Freundschaft suchte, seine Gabe damit zu begleiten — was tat er? In einem seiner Notizbücher vom Jahre 1877/78 entwarf er eine Widmung für Jakob Burckhardt. Im Mai 1878 schrieb er fünf solcher poetischer Widmungen ins Reine. Bei einem Gespräche mit Nietzsches Schwester soll Jakob Burckhardt den Inhalt jener Zuschrift als allzu schmeichelhaft und nicht auf ihn passend abgelehnt haben, dies alles in bezug auf den ersten Band von „*Menschliches, Allzumenschliches*“ und in dem bereits mehrfach veröffentlichten Wortlaut (Biographie II, S. 292 und Gesamtausgabe Band VIII):

„Seit dies Buch mir erwuchs, quält Sehnsucht mich und Beschämung,
Bis solch Gewächs Dir einst reicher und schöner erblüht.
Jetzt schon kost' ich des Glücks, daß ich dem Größeren nachgeh',
Wenn er des goldnen Ertrags eigener Ernten sich freut.“

Hier spricht er es aus, vor einem Größeren zu stehen, vor einem Schaffenden, in dessen Spuren er selber ging; Nietzsche scheint damals der Meinung gewesen zu sein, Burckhardt werde der Welt demnächst ein neues Buch schenken. Ob Burckhardt diese Widmung abgelehnt hat, oder ob sie an ihn unterblieben ist, bleibe dahingestellt; Tatsache ist, daß Nietzsche hinterher diesen Spruch zum Abschiedsgruß an Overbeck bestimmte, ehe er von Basel schied³⁶. Diese Zweitwidmung begleitete den eben herausgekommenen Band der „*Verschiedenen Meinungen und Sprüche*“. Es lag keine Zurücksetzung darin; nicht eine halb ausgedrückte Frucht war es, was er ihm zudachte, — er hat sie aufs neue reifen lassen, so daß sie schöner wurde, als zuvor. Er nennt Overbeck „*Freund meiner Freuden*“ — ein Prädikat, das Burckhardt nicht zugeordnet gewesen war. Auch in Overbeck witterte er — wie sich ergab, ebenso mit Unrecht — den Verfasser eines künftigen großen Werkes und versicherte ihn des Mitglücks an der bevorstehenden Ernte. Seinen nächsten Freunden ist Overbeck nie als unproduktiv erschienen; auch Treitschke schrieb ihm schon 1864: „Wir wollen noch was Rechtes aus Dir heraus schlagen“ und be-

Die Widmungs-
verse an
Burckhardt

Die
Zweitwidmung
an Overbeck

merkte noch zwanzig Jahre später, er halte Overbecks liebevolle und bescheidene Natur „für zehnmal produktiver als Nietzsche“ (Basler Jahrbuch 1906, S. 187 u. 168). Nietzsches Freundeschaftserwartung fand folgenden Ausdruck:

An F. O.

Seit dies Buch mir erwuchs, quält Sehnsucht mich und Beschämung,
Bis solche Frucht auch Dir, Freund meiner Freuden, gereift.
Jetzt schon kost' ich des Glücks, daß ich dem Erntenden nah bin,
Wenn seiner Mühen Ertrag golden und reichlich sich häuft.

Basel, den 12. März 1879.

F. N.

Basel als
Hemmung in
Nietzsches
Entwicklung

Beruhigen wir uns nun auch noch darüber, daß man von seinen Basler Jahren eigentlich doch nicht wie von einer halb verlorenen Zeit, in der er Unerseßliches versäumt habe, reden darf. Wenn irgendwo, so dürfen wir hier sein Rezept vom Amor fati in Anwendung bringen. Wie von ausnahmslos allen Dingen, die für ihn aus dem Bereich der Gleichgültigkeit herauswuchsen und sein wirkliches Interesse in Anspruch nahmen, läßt sich auch von seiner Basler Zeit ein Parallelismus das Dafür und Dawider aus seinen Aussprüchen völlig gleichwertig gegenüberstellen. Seine Schwester teilt uns mit (Biographie II, S. 327), er habe an den Rand einer Stelle bei Guyau, wo der verhängnisvolle Instinktfehler des Genies beklagt wird, seine Zeit mit unebenbürtigen Dienstleistungen zu verlieren, mit eigener Hand geschrieben: „So war meine eigene Existenz in Basel“. Wie sehr er aber gerade seine Professorentätigkeit in Basel wieder geschätzt hat, geht aus einer Äußerung hervor, die er zu einer Zeit getan hat, wo es sich für ihn darum handelte, seine Existenz in Basel gegen seinen Lebensraum, das freigeistige Freundesloster, wirklich einzutauschen (Biographie II, S. 119): „Ich preise Basel, weil es mir erlaubt, ruhig wie auf einem Landgütchen zu existieren. Dagegen ist mir schon der Klang eines Berliner Organs verhaßt wie die Dampfmaschine.“ Mag er auch durch die Tatsache, daß er Philologe blieb, in der Tat nebenaus gegangen sein und sich unnötig zersplittert haben: warum hat er in Basel nicht Ernst damit gemacht, für seinen philologischen Lehrauftrag einen Ersatz zu suchen!

Schon sehr frühe hatte er sich in diesem Gedanken aufgeregt; schrieb er doch Rohde bereits im Februar 1871 (Briefe II, S. 221): „Große, noch nie dagewesene Transaktion, Transfiguration, Transsubstantiation!! — Wir haben vielleicht Aussicht, nächstes Semester zusammen zu verleben. Du als mein Nachfolger und

ich — als Universitätsphilosoph!! — Teichmüller verläßt jetzt Basel, um nach Dorpat zu gehen, und ich habe mich gemeldet und um seinen Lehrstuhl beworben: mit der bestimmten Erklärung, daß Du als mein Nachfolger nach Basel in meine jetzige Stellung berufen wirst.“ Darauf antwortet Rohde (S. 225): „Jedenfalls begrüße ich Deinen Entschluß, von der *isotopia* zur *soopia* überzugehen, freudigst: ich denke, selbst beatus Arthurus würde wohl zu solch einem „Philosophieprofessor“ gnädig gelächelt haben, der, von seinem Geist durchdrungen, der Welt die Wahrheit zurufen wird.“ Aber während Nietzsche in Tribschen war, wurde der philosophische Lehrstuhl an Rudolf Eucken vergeben. Bei der nächsten Vakanz (1874) waren seine persönlichen Freunde Max Heinze und Romundt in Frage. Das Jahr darauf, als Heinze nach Königsberg übersiedelte, scheint Nietzsche weitere Anstrengung, sich in den Besitz des philosophischen Ordinariats zu setzen, nicht mehr gemacht zu haben. Selbst wenn es dazu einer kleinen Palastintrigue bedurft hätte — Nietzsche war zur Zeit seiner „Unzeitgemäßen“ in Basel so verehrt und anerkannt, daß man ihm die heftigen Angriffe aus Deutschland nichts anhaben ließ und also wohl auch auf seine Bitte um Versetzung auf den philosophischen Lehrstuhl eingegangen wäre, wenn er selber dies richtig überlegt hätte — aber es blieb doch da bei ihm wie so oft beim Traume und zaghaft verstohlenen Seitenblicken.

Zuzugeben ist also, daß die zehn Jahre Philologie für ihn in der Tat eine Fußangel bedeuteten; daß aber auch für ihn, so gut wie für Overbeck die Professorenexistenz in Basel an und für sich ein Asyl und Schutzdach war. Die Vorteile waren gerade für einen ins Allgemeine strebenden, über sich hinaus wollenden Gelehrten in Basel außerordentlich: nur die Wohltat der akademischen Organisation als solcher und im übrigen keinerlei Patentheit oder Cliquenzwang. Und allein schon unter dem Gesichtspunkte der erhaltenen Anregung war die Gewohnheit der eintägigen Dozenten Spaziergänge, gewöhnlich am Samstag Nachmittag nach Grenzach oder sonst in ein badisches Weindorf hinaus, wahrlich nicht zu unterschätzen; wirklich bedeutende Kollegen wie Jakob Burckhardt und Rüttimeyer waren da dem zwanglossten Verkehre zugänglich — und selbst wenn sich Nietzsche aus Gesundheitsrücksichten die Teilnahme an dieser intellektuellen Geselligkeit mehr und mehr versagen mußte, so war auch hierin Overbeck Mittelsperson, hielt ihn dennoch auf dem Laufenden, hinterbrachte

Der philosophische
Lehrstuhl

Die Vorzüge des
Basler Auf-
enthaltes für
Nietzsche

ihm alles Geeignete, so daß Nietzsche auch als Kranker nicht leer ausging. Man schelte also Basel nicht; es gewährte ihm trotz allem für die Werdezeit einen sicheren Halt. Bekanntlich hatte er später seine „Basileophobie“ auf die angeblich völlige Unbekömmlichkeit von Basels Klima zurückführen wollen; aber das war eine Schrulle. Oder wenn etwas daran ist, so müßte es durch einen ernsthaften hygienischen Nachweis belegt werden, während es sich einstweilen nur um Nietzsches eigene dilettantische Grübeleien handelt. Wo wäre Nietzsche, schwierig zu beherbergen wie er bei seiner brüchigen Gesundheit überhaupt war, besser aufgehoben gewesen als in Basel. Etwa in einer deutschen Großstadt oder einer deutschen Kleinstadt? Oder schon damals im Engadin? Oder schon damals in Italien? Er hat ja dann alles durchprobiert und es außer dem Sommer in Sils nirgends auf die Dauer ausgehalten. Da bilden denn doch die zehn Jahre Basels eine gewisse Stetigkeit; er verfügte wenigstens über einen Nachgeschmack von Sesshaftigkeit, der ihn überhaupt befähigte, aus der Erinnerung Hoffnung zu schöpfen, daß es auch mit ihm wieder einmal zu einer Stabilität der äußeren Erscheinung komme — eine Hoffnung, die sich zwar nicht mehr erfüllt hat, solange er gesund war, ihm aber doch mehr wie einmal seine sinkenden Lebenskräfte oben hielt. Und vor allem — ohne das Zusammenleben in Basel hätte die Freundschaft mit Overbeck niemals Zeit gefunden, so sichere Wurzeln zu schlagen, um dann so widerstandskräftig zu sein, wie sie es war. Was für eine Bedeutung dieses Freundschaftsverhältnis fast noch mehr als beim gemeinsamen Leben in der Entfernung für Nietzsche gewann, drückt sich in der Tatsache aus, daß beinahe zweihundert Briefe von dem Overbeck'schen Schatze der an ihn gerichteten Zuschriften Nietzsches in die Zeit nach der Amtsniederlegung fallen — bei Overbeck, das wußte er, fand er ein Ohr, gegen ihn konnte er sich aussprechen. Das hat er denn auch reichlich getan, und ohne Kenntnis dieser Briefe ist an einen einigermaßen dem Sachverhalt entsprechenden Einblick in die Zeit des Zarathustra und der Umwertung nicht zu denken. An andere schrieb er nicht oder dann aus künstlichen, unausgeglichenen Empfindungen heraus. Overbeck, hierin dem einzigen, gab er sich wie er war.

Nietzsches
Anhänglichkeit an
seine Professoren
zeit

Nietzsche selbst hat auf die beiden Haupttatsachen seines Baseler Aufenthaltes Gewicht gelegt, einmal daß er in einer deutsch-schweizerischen Universitätsstadt hatte leben können und daß er

Professor war. Er schrieb nach der Rückkehr von Sorrent von Lugano aus an Fräulein von Meysenbug (13. Mai 1877, Briefe III, S. 538): „In Chiasso entfernte sich mein Gepäck auf zwei verschiedenen Jügen voneinander, es war eine heillose Verwirrung, dazu noch Dogana. Selbst die beiden Schirme folgten entgegengesetzten Trieben. Da half ein guter Packträger, er sprach das erste Schweizerdeutsch; denken Sie, daß ich es mit einer gewissen Rührung hörte: ich merkte auf einmal, daß ich viel lieber unter Deutschschweizern lebe, als unter Deutschen. Der Mann sorgte so gut für mich, so väterlich lief er hin und her.“ Welchen Wert er seinen akademischen Titulaturen auch nach Jahr und Tag beimaß und zwar nicht etwa nur zu Nützlichkeitszwecken auf Reisen, sondern in unverminderter Wertschätzung des einst bekleideten gesellschaftlichen Ranges beweist die Namensunterschrift Niehsches als „Professor Doktor“ unter Briefen zum Beispiel an einen Mann wie Gottfried Keller, den er doch seinerseits auch nicht auf seinen Ehrendoktor hin anredete. (Briefe III, S. 211, 213, 217.) Das Urteil der Basler über ihn blieb ihm für alle Zukunft nichts weniger als gleichgültig. Er zeigte sich aufrichtig erfreut, so oft er später in Italien oder im Engadin auf frühere Bekannte aus der Basler Gesellschaft stieß. Er fand dann immer gleich den alten herzlichen Ton und vergaß kaum jemals eines dieser Wiedersehen in seinen Briefen an Overbeck zu erwähnen. Die Rückkehr nach Basel hat er trotz seiner schlechten gesundheitlichen Erfahrungen ab und zu wieder erwogen, wenigstens für kurze Zeit. Mit welcher Hochachtung und Liebe er an diejenigen Basler zurückdachte, denen er freundschaftlich nahegetreten war, bezeugt sein Beileidsschreiben an die Witwe seines Kollegen Prof. Wilhelm Vischer-Heusler (Briefe I, S. 473): „Es werden selten Männer so betrauert, wie Ihr ausgezeichnete Gemahl betrauert wird; von Menschen der verschiedensten Denkweisen und Bestrebungen, die aber alle einmütig in dem Wunsche sind, einen Nachruhm, wie er ihn hat, zu hinterlassen, als treue, uneigennützig, wohlwollend, wohlthätige und unermüdliche Freunde alles Guten und Gerechten. Darf ich hinzufügen, daß mir persönlich ein Stück Leben und Vergangenheit mit ihm zu Grabe getragen wird, an welches ich gerne und mit vieler Dankbarkeit zurückzudenken habe: er gehörte zu den trefflichen Basler Kollegen, die mir, in einer Lebenszeit, wo man noch wenig Anspruch auf Vertrauen machen darf und sich im Grund erst zu „beweisen“ hat, mit einem unbedingten Vertrauen

und hilfreich in Rat und Tat entgegengekommen sind, nach dem Vorbilde seines verehrungswürdigen und mir unvergeßlich teuren Vaters. Noch von meinem letzten Besuche, den ich in Basel machte (vor zwei Jahren, Sie selbst waren verreist —) habe ich den Eindruck jenes tiefen Vertrauens zurückbehalten, welches wir, ich darf es wohl sagen, zueinander hatten.“

Nach der Lektüre der dritten unzeitgemäßen Betrachtung hatte ihn ein hochgestellter Richter durch einen verständnisreichen Brief überrascht; gleich diesem hochverdienten, gemütsvoll versonnenen Basler Herrn haben auch andere Männer der Stadt, die zeitweise mit ihm in täglicher Berührung waren, ihm eine gesteigerte Hochachtung vor seiner Person und seinem Charakter bewahrt. Gewiß sahen sie mit Bangen, wie es bei Nietzsche anfang zu übermenscheln; aber im Vertrauen, daß sich dereinst die Schlacke vom Silberblick des Metalls, aus dem er den neuen Menschen gießen wollte, scheiden werde, erhielten sie ihm ihre aufrichtige Zuneigung unvermindert. Auch Damen, die in den altererbten Anschauungen standen und sich tätig dem Dienste des von Nietzsche schließlich schonungslos angegriffenen Christenglaubens widmeten, haben sich durch seine „ganz abscheulichen“ Ansichten die Verehrung für ihn nicht rauben lassen. Es sind einige reizende Anekdoten im Umlauf, wie man gelegentlich in alten Basler Häusern auf Erinnerungen an Nietzsche und Autographen seiner Hand pocht — zum erneuten Beweise, daß ein einmal empfangener lebendiger Eindruck jeder doktrinären Beurteilung Widerstand zu leisten vermag; gesunder Instinkt für Größe bewahrte diese human angelegten Naturen vor dem Obenaufkommen ordinärer Pöbelanwandlungen, wie sie sich Nietzsche seit jenem „Grenzboten“-Artikel aus den Kreisen der Bildung bis auf den heutigen Tag gefallen lassen muß³⁷.

„Das Pathos
der Distanz“

Endlich wird auch ein im einzelnen nicht mehr nachweisbarer Stimmungsgehalt in Nietzsches Schaffen und damit die atmosphärische Gattung seines Lebenswerkes auf seinen Aufenthalt in Basel zurückzuführen sein. Wohl hat Nietzsche gelegentlich einzelne Vertreter des deutschen Adels zum näheren Umgang gehabt; in Basel aber hat er, gemeinsam mit Overbeck, den zähen Kampf aristokratischer Gesellschaftsinstinkte gegen eine kompakte Majorität intensiv mit erlebt. Die alte Ratsherrenregierung wurde durch eine überlaute Demokratenherrschaft verdrängt; der Freisinn öffnete sich die Pforten des Rathshauses und der Kirche. Damals waren nicht

wie heute die überlieferten Gesinnungen in eine flache, breite
 Opportunität aufgeweicht; eine geschlossene, ihrer Würde stolz be-
 wußte konservative Minderheit stand noch auf dem Plan. Sie re-
 frutierte sich vorwiegend aus denjenigen alteingesessenen Stadt-
 familien, deren Gastfreundschaft Niezsche und Overbeck genossen.
 Da konnten denn diese die Verwunderung einer etwas französisch
 firnisierten, dem Kerne nach jedoch aus urdeutschen (alemannischen
 und burgundischen) Elementen sich zusammensetzenden Kultur mit
 ansehen darüber, was diese phrasenreichen Eindringlinge eigent-
 lich wollten und warum man das alte Basel nicht einfach in Ruhe
 lasse. Der Gegensatz prägte sich schon rein äußerlich aus: die Vor-
 stadt von St. Alban mit ihren Herrenhäusern und Herrengärten be-
 wahrte ihre stille und vornehme Ruhe. Für jeden, der Niezsche
 und der Basel kennt, fällt der Zweifel dahin: sein aristokratischer
 Eifer und das, was er das „Pathos der Distanz“ nennt, sind Er-
 rungenschaften seiner Basler Jahre. Zum Beweise, daß damit
 nicht zuviel gesagt ist, mag dienen, was Heinrich Gelzer über
 Jakob Burckhardts konservative politische Gesinnung zu erzählen
 weiß (S. 69): „Burckhardt war mit Leib und Seele, wie ein
 antiker Bürger, in seine Polis eingespannt; er fand, ich als
 Schweizer hätte (nach dem Tode W. Vischers des Sohnes) nach
 Basel, dem ich so vieles verdankte, zurückkehren müssen. Trotz-
 dem empfing er mich mit unverminderter Liebenswürdigkeit: „Ich
 begreife, daß Sie nicht zu uns zurück wollen. Das Basel, das
 Sie wie ich liebten und an dem Sie hingen, war das Basel des
 Bürgermeisters Karl Felix Burckhardt und des Ratsheeren Wil-
 helm Vischer. Aber das ist leider dahin und verschwunden. Ich
 gebe ja zu, daß früher auch nicht alles ideal war. Auch in
 der guten alten Zeit sah's zuweilen bodenböse aus. Damals wie
 heute gilt: providentia Dei et confusione hominum Helvetia regitur.
 Aber die confusio ist bei uns bisweilen groß, anderswo freilich
 auch. Es sieht trüb aus, daß Gott erbarm. Wir leben hier wie
 in einer eroberten Stadt. Es ist eine Invasion von Osten her
 eingedrungen, wie in die Provinzen Rhätien und Vindelicien in
 den Tagen des hl. Severinus.“ Sein altes Basel liebte Burckhardt
 zärtlich. Wir sprachen einst über rhodische Geschichte und die
 dortige Aristokratie, welche Strabo, „Volksfreunde, wenn auch
 keine Demokraten“ (δημόφιλοι καὶ τεῖοι οὐ δημοκρατοῦμενοι) nennt.
 „Sehen Sie, sagte er mir, so waren auch die alten Basler Re-
 genten; das waren politische Köpfe und Volksfreunde.“ Das

führte er nun mit vielen Belegen aus. „Wenn nur die Jungen diesen ausgezeichneten politischen Sinn der Alten noch hätten,“ war sein stehender Refrain. Aber die gegenwärtige Entwicklung erfreut ihn nicht. Nicht feindlich, aber mit stiller Resignation stand er ihr gegenüber. Einmal fand er freilich, unsere heutige Schweiz erinnere an das verfallene Griechenland des Polybios.“ So wird denn Nietzsche seine entscheidenden sozialpolitischen Ansichten, die ihn nur mit einer Herrscherklasse und höchstens noch einem bürgerlichen Mittelstande rechnen ließen, nach den in Basel empfungenen Eindrücken gebildet haben.

Alles in allem: „Mein Basel lob ich mir“ — dieser Spruch Nietzsches aus einem seiner Briefe drückt das Grundgefühl an seinem im einzelnen ja manchen Schwankungen ausgesetzten Urteil über seinen Basler Aufenthalt aus. Die Hochachtung vor Basel ist denn auch eine der letzten ganz klaren Gedanken gewesen, die seinem sich verwirrenden Bewußtsein noch zu entrinnen vermochten; in jenem verhängnisvollen Briefe an Jakob Burckhardt zu Anfang des Jahres 1889 aus Turin lautet die Nachschrift am Rande der ersten Seite:

„Sie können von diesem Brief jeden Gebrauch machen, der mich in der Achtung der Basler nicht heruntersetzt.“

Als erste Hälfte von Nietzsches Biographie läßt die Basler Amtszeit die beinahe mathematische Quadratur in Nietzsches Lebenschronologie deutlich erkennen. Der geistige Gehalt seiner damaligen Denkerarbeit, seinem Niveau nach das Gedankenfeld etwa der Schrift Renans *La réforme intellectuelle et morale* kaum überragend, ist noch auf anspruchslose Weise freidenkerisch und gestattet so der künftigen Schaffenshälfte die Möglichkeit eines neuen persönlichsten Überbaues. Mit dem Wegfall der äußeren Bindungen, mit dem Eintritt in die äußere Freiheit war für Nietzsche eine unentrinnbare Fesselung innerer Art verknüpft. Einer Selbstbestimmung, die nun erst zu beginnen schien, blieb in seiner philosophischen Entwicklung kein Raum frei. Sein Geist war ein für allemal befangen, sein Wille ein für allemal determiniert. Auch das folgende Dezennium zerfiel in zwei Lustren, wie das erste: in ein dithyrambisches und in ein kritisches. Aber diesen zweiten Weg ging er nun nicht mehr, er wurde getragen, — getragen vom Wurf des Schicksales, über das er jedoch Herr blieb, indem er sein Verkünder wurde.